B'nai B'rith

MONATSBLÄTTER DER GROSSLOGE FÜR DEN ČECHOSLOVAKISCHEN STAAT
X. I. O. B. B.

JAHRGANG V. NUMMER 9. NOVEMBER 1926.

Bruder Großpräsident Ehrmann gestorben.

Am 24. Oktober ist der Bruder Großpräsident des österreichischen Distriktes Hofrat Univ.-Prof. Dr. Salomon Ehrmann im 72. Lebensjahre gestorben.

Unser Orden verliert in ihm eines seiner Wahrzeichen, die österreichischen Logen ihren patriarchalischen Führer, dessen warme Menschlichkeit ihren Arbeiten Stolz und Sicherheit gab. Auch die Logen unseres Distriktes haben fast ein Jahrzehnt hindurch den sanften Zauber des unermüdlichen Führers miterfahren und der persönliche Anteil an dem Judentum des Landes, dem er entstammte, blieb Zeit seines Lebens unvermindert stark.

Darum trauern auch wir um ihn, nicht bloß wie um einen großen Bewährer der Ordensideen, sondern wie um einen Bruder, dessen menschliche Nähe uns mit dem Glauben an die unvergleichliche Kraft der Güte segnete.

An dieser Stelle hat vor nicht ganz zwei Jahren Br. Viktor Bandler anläßlich des siebzigsten Geburtstages Ehrmanns das Bild des Menschen und Gelehrten gezeichnet. Es war das Bild eines vielseitigen, immer heiteren Lebens, das in der Freude an jeder menschlichen Mitarbeit sein Glück fand. Und mitten in seinen wissenschaftlichen Arbeiten („Über Verhärtungen der Haut"), mitten in seiner Tätigkeit für die österreichischen Logen, die sich in Wien um ein neues Heim, in Graz um eine neue Gründung bemühen, und mitten in der Tätigkeit als Präsident der „Freunde des Keren Hajessod" ist er plötzlich gestorben. In allen Bezirken des Lebens, in denen er arbeitete, hat er es bald an die sichtbare Stelle des Führers gebracht, kraft einer wunderbaren Mischung von Sachlichkeit, Weitblick und Herzenswärme. Wenn er, klein an Gestalt, mit seiner etwas hochliegenden Stimme das Wort nahm, war keine Spur von Pathos darin zu spüren, sondern ein reiner, väterlicher Zuspruch und eine menschliche Verläßlichkeit, der man sich willig öffnete. Was aber vor allem sein Wesen bestimmte, war das Bewußtsein eines vollen jüdischen Gemeinschaftsgefühles mitten in nichtjüdischer Heimat. Denn Wien war ihm in Wahrheit eine Heimat geworden.

Als er, der am 19. Dezember 1854 in Ostrowetz bei Pisek geboren war, heranwuchs, gab es noch auf dem Lande ein spezifisch jüdisches Leben. Die religiöse Atmosphäre des Hauses blieb Ehrmann die kostbarste Erinnerung des Lebens. Er hielt die religiösen Bräuche hoch und hat durch sie niemals den Zusammenhang mit den literarischen Quellen des Judentums und mit dem jüdischen Volkstum verloren. Darum wandte er sich zunächst gegen den Zionismus, weil er ihm ein zerstörender Protest gegen jenes immerhin von Leben erfüllte Judentum vorkam, dessen deutliches Bild er in sich trug. Er ließ sich darum auch von der liberalen Partei in den Vorstand der Wiener Kultusgemeinde entsenden. Das Schwinden des jüdischen Gefühls in der jüngeren Generation, das Zusammentreffen mit den nach Wien evakuierten galizischen Volksmassen, das aufstrebende Palästina stimmten ihn allmählich anders. Er anerkannte und förderte das für den Bestand jüdischen Lebens Positive und hielt in diesem Sinne bei der Gründung der „Freunde Palästinas" und anläßlich der Eröffnung der hebräischen Universität bedeutsame Reden.

Ehrmann hatte sehr viel Sinn für Bodenständigkeit und Volksgeist. Hier spielen sicher die starken Jugenderlebnisse (von denen die „Böhmischen Dorfjuden" in unseren Monatsheften berichten) mit herein. Er hatte eine intime Kenntnis des tschechischen Volkslebens. Er hatte die tschechische Mittelschule in Pisek absolviert; der Maler Aleš war damals lange Zeit sein Zimmerkollege. Zu seinem siebzigsten Geburts-

tage wünschte er sich die Erzählungen seines einstigen Zeichenlehrers Heyduk. Übrigens wurde ihm ja bei der Gründung der tschechischen Universität in Prag die Lehrkanzel für Physiologie angeboten. Sein Wiener Lehrer Brücke, der ihn wegen seines besonderen Zeichentalentes zu sich heranzog, lenkte sein Interesse auf die Dermatologie. Ehrmann hatte diesen Schritt nicht zu bereuen. Er sollte auf diesem Wege zu europäischem Ruf emporsteigen. Seit 1906 war er ordentlicher Professor der Dermatologie an der Wiener Universität. Den Hofratstitel hat er erst vor drei Jahren erhalten.

Die Kontinuität des Judentums, und zwar eines lebensdichten, nicht bloß zu einem ethischen Schlagworte verdünnten Judentums, war ihm etwas Lebensförderndes, menschlich Notwendiges, Heiliges. Als er in diesem Frühjahre das letzte Mal in unserem Distrikte war und in der Sitzung der Prager Logen das Wort ergriff, sagte er: „Man hat es wohl in der Hand, die Zukunft zu vernichten; aber man kann aus seiner Vergangenheit nicht heraus.“

Die Liebe zur jüdischen Vergangenheit und die Freude am lebendigen jüdischen Gefühl führten ihn ebenso wie seinen großen Freund und langjährigen Studiengenossen Sigmund Freud (für dessen Festnummer er uns einen wertvollen Beitrag geschrieben hat) bald zur neu gegründeten Loge „Wien“. Er wurde nach kurzer Zeit Präsident und im Mai 1911 Verbandspräsident des damals noch großen österreichischen Distriktes. Während des Krieges, und kurz nach seiner Beendigung hat Ehrmann unermüdlich seine großen Beziehungen in den Dienst der Fürsorge für Flüchtlinge, Kriegswaisen, jüdische Gefangene und Studenten gestellt. Als sich vor mehr als sechs Jahren der tschechoslowakische Distrikt des Ordens vom österreichischen löste, richteten die Expräsidenten an den scheidenden Ehrmann eine Adresse, die den Stempel der dankbaren Verehrung für den seltenen Menschen und Bruder trug. Ehrmann verfolgte die rasche Weiterentwicklung unseres Distriktes mit steter Anteilnahme, die namentlich bei der Gründung der w. „Fides“ ergreifend zum Ausdruck kam.

Br. Ehrmann hinterläßt außer seiner Lebensgefährtin eine Tochter, die mit Dozent Dr. Brünauer vermählt ist, und ein Enkelkind. Die Bestattung der Leiche in einem Ehrengrabe der Wiener Kultusgemeinde wurde zu einer großen Trauerkundgebung des europäischen Judentums. Alle Distrikte hatten ihre ersten Brüder als Delegierte entsendet, viele Logen waren überdies besonders vertreten.

Im Namen unseres Distriktes hielt Bruder Großpräsident Dr. Josef Popper vor dem Sarge Ehrmanns den folgenden Nachruf, der aus dem Augenblick lebendigen Schmerzes geboren, am un-

mittelbarsten und darum am klarsten die menschliche Summe unserer Beziehungen zu Ehrmann und Ehrmanns zu uns zusammenfaßt:

„Wieder gilt es Abschied zu nehmen, von Dir, lieber Freund und Bruder, wieder und — für immer!

Einmal schon umstanden Dich die in der Großloge B'nei B'rith für den tschechoslowakischen Staat vereinigten Brüder, um von Dir als ihrem erwählten Führer Abschied zu nehmen. Es war damals, als wir durch die Macht des politischen Umsturzes getrennt wurden, als Bande der Freundschaft, gehegt und bewährt in jahrzehntelanger gemeinsamer Arbeit, gelöst und zerrissen werden sollten. Damals hast Du, überwältigt vom Gebote der Stunde, mit tränenerstickter Stimme, in Aphorismen die Lage uns gezeichnet. Damals hast Du das Wort „Tischebof-Stimmung“ geprägt und „Tischebof-Stimmung“ erfüllt uns an Deiner Bahre. Willig sind wir Dir als unserem Führer gefolgt, Dein Wunsch war uns Geheiß und souverän hast Du uns, Deine Brüder, beherrscht; nicht weil Du es wolltest, sondern weil wir an Dich glaubten. Und als Du aufhörtest unser erkürter Führer zu sein, da wurdest Du uns ein lebendiges, geheiligtes Symbol. Du wurdest uns das Symbol der unerschütterlichen Freundschaft der beiden Distrikte, Du wurdest uns das Symbol jener Tugenden, die zu pflegen uns unser Orden zur Pflicht macht und die wir durch den siebenarmigen Leuchter versinnbildlichen, Du warst uns Inbegriff der Brüderlichkeit, Verkörperung des Wohlwollens und der Eintracht, Verkörperung der Wahrhaftigkeit und Erleuchtung, der Gerechtigkeit und Friedfertigkeit. Und heute, da dieses unser Symbol zertrümmert und entseelt vor uns liegt, da beherrscht uns Tischebof-Stimmung, und wie einst unsere Väter am Tischo-beov die Zerstörung ihres Heiligtums beklagten, so betrauern wir die Vernichtung unseres geheiligten Symbols.

Habe Dank, herzlichen Dank, für all das, was Du für uns geleistet, habe Dank für Deine Liebe und Freundschaft, und nimm hin den letzten Gruß Deiner Brüder, dem ich den Gruß Deiner böhmischen Heimat hinzufüge, Deiner Heimat, die Du so innig geliebt und die mit Recht auf Dich als ihren großen, jüdischen Sohn stolz war. Doch nicht Resignation sei der Abschiedsgruß, denn auch Dein Wesen war nicht Resignation, es war Arbeit, und so nimm hin als unseren Abschiedsgruß das feierliche Versprechen, daß wir das Vermächtnis, das Du uns hinterlassen, bewahren und pflegen, daß wir über Dein Grab hinaus an Deinem Werke weiter schaffen wollen, auf daß wir dem von Dir gesteckten Ziele uns nähern, durch Juden und Judentum der Menschheit zu dienen.

Habe Dank und sei gegrüßt!“

Die Kammer der Verschwiegenen.

Von Friedrich Thieberger.

Im nachexilischen Tempel zu Jerusalem bestand die Einrichtung, in einer gesonderten Halle Gaben niederzulegen, die dann insgeheim unter die verschämten Armen verteilt wurden. Man nannte diesen Raum die Kammer der Verschwiegenen (lischkath chaschaïm, Mischna Schekalim 5). Nach diesem Muster gab es in jeder Gemeinde ähnliche Kammern. Im Anschluß an sie wurden Herbergen für ortsfremde Arme eingerichtet (Tosefta Schekalim 2). Man darf wohl sagen, daß die Idee der Gemeinde, die mehr ist, als bloße Ansiedlung auf benachbartem Boden oder als eine politisch geschlossene Rechtseinheit, nämlich Verbundenheit im Geiste, seelische Hilfe und Aufgabe, jüdischen Ursprungs ist und sich zum erstenmal in der Armenfürsorge manifestierte. Der Vorsteher der Gemeinde wurde deshalb nach seinem wichtigsten Amte Parnes, d. h. Ernährer, genannt.

Wohl gab es auch in Rom der späteren Zeit Armenkollegien; sie entstammten aber nicht einem Gemeindesinn, sondern der Angst vor politischen Gefahren. Als dann die christlichen Verbände aufkamen, entlehnten sie zwar ihre juristische Form den römischen Armenkollegien, aber — wie Juda Bergmann in der Sammelschrift des Verbandes der deutschen Juden über „Soziale Ethik im Judentum" (1914) trefflich ausführt — ihre Seele, den Begriff der Gemeinde, verdankten sie dem Judentum. Es ist nicht ohne Wichtigkeit, darauf hinzuweisen. Denn eine der stärksten Einwirkungen des Christentums auf die gesamte soziale Entwicklung der Menschheit liegt in der Vermittlung des jüdischen Gemeindebegriffes. Die christlichen Gemeindekassen trugen den hebräischen Namen corbona (Opfer), die christliche Fremdenherberge nannte Hieronymus „ein Reis von der Terebinthe Abrahams" (welcher der Legende nach eine Herberge für Fremde selbst eingerichtet hatte), das in Europa verbreitete Wort „Almosen" (Eleemosyne) stammt aus der griechischen Übersetzung der jüdischen Bibel, sowie das islamitische „Zakantu" (Mildtätigkeit) nach Nöldeke durch Vermittlung der arabischen Juden zu Mohammed gelangt ist.

Daß gerade in Jerusalem das Urbild jeder heutigen Gemeindefürsorge entstanden ist und daß diese Tatsache eine oft übersehene sozialethische Priorität des Judentums erweist, scheint mir für die lebendige Gegenwart lange nicht so bedeutsam, wie die Überlegung, in welcher Weise diese ursprüngliche Leistung des Judentums mit der jüdischen Weltauffassung zusammenhängt. Denn darauf kommt es ja an, daß diese Weltauffassung, die immer noch als geschichtliches Erbe lebendig ist, ihre sittliche Erfindungskraft bewahre.

Mitleid, Hilfsbereitschaft, Freude am Wohltun sind ursprüngliche Gefühle des Menschen. Sie sind nicht die Folge einer besonderen Auffassung des Lebens, also auch nicht der Erziehung, denn sie sind nicht nur bei einem Volke beheimatet. Sie sind dem Menschen als solchem wesentlich eigen. Aber freilich genau so sind in jedem Menschen Haßgefühle, egoistische Triebe, Neigungen zur Eigenbezogenheit wirkend. Darin besteht nun die Kraft einer Weltanschauung, die im Kerne immer ein Stück Glauben ist, daß sie, die Gesamtheit der menschlichen Gefühle

umkreisend, Wertungen vornimmt, *daß sie diesem oder jenem Gefühl die stärkere Leuchtkraft gibt.*

Und weiter! Mitleid, Hilfsbereitschaft, Freude am Wohltun sind Haltungen des Menschen, die, in einem weiteren Sinne als andere, *aktuelle Gefühle* genannt werden können. Sie bedürfen, um zu entstehen, des plötzlich erregenden Falles, des deutlichen Anrufes eines Menschen von außen her, und zwar eines *leidenden* Menschen. Sie sind darum auch nicht unmittelbare Freudegefühle, sondern nur mittelbare. Sie setzen zunächst den eigenen Schmerz voraus, dessen *Überwindung* erst ein Gefühl freudiger Genugtuung schafft. Aber gerade darum ist dieses sekundäre Freudegefühl von sittlicher Bedeutung, weil es aus einem schmerzlichen Konflickte, also aus einer tief bewußten Ergriffenheit entsteht, und darum drängt es so sehr zu einem Tun, das wir eben Hilfe nennen.

Allein der Anruf von außen trifft uns nur für Augenblicke und es ist die bequeme Möglichkeit gegeben, sich ihm anders zu entziehen, als durch die Antwort des hilfsbereiten Mitleids. Weniger als andere Gefühle besitzen gerade die Affekte des Mitleids Dauer. Dauernd ist ja eigentlich nur etwas, das der Zeit trotzt, das also mit dem Ablauf der Zeit nichts zu tun hat. Ein mathematischer Satz, eine technische Erfahrung, selbst eine geschichtliche Feststellung, ja sogar ein Irrtum, wollen etwas für alle Zeiten Geltendes, also von der Zeit selbst Unabhängiges ausdrücken. Mit unserem Fühlen stehen wir aber mitten drin in der sich entwickelnden Zeit. Dauer kann also nur der Gedanke besitzen. Insofern nun in jeder Weltanschauung neben gefühlsmäßigen Glaubenselementen gedankliche Elemente gegeben sind, vermag eine Weltanschauung auch den schnell vergehenden Gefühlen etwas von ihrer dauernden Kraft zu geben, sie gleichsam *dauernd in Sicht zu behalten und in der Dauer wirken zu lassen.*

Solche Erwägungen machen klar, daß das Judentum mit seiner vollständig umschaffenden und besonders glaubensbetonten Weltauffassung das Mitleid und die Fürsorge anders durchleuchtete und in andere Zusammenhänge des Lebens stellte, als die gesamte übrige Antike. Für die heidnische Antike war die Ungleichheit unter den Menschen göttergewollt. Im Idealstaate Platos fehlen die Sklaven nicht. Armut und Leid gehören organisch zum Weltregime. Was der Mensch in dem Wirrwarr des Daseins tun kann, ist eben nur eines: irgend eine Ordnung schaffen, sich in irgend einem Gleichgewicht halten. Hilfreich sein bedeutet darum nichts anderes, als keine Unordnung aufkommen lassen. Fürsorge ist Furcht vor Unordnung.

In eine vollständig andere Richtung stellte das monotheistische Denken den Menschen. Monotheismus ist in seinem weitesten Umfange genommen, der Glaube, daß alles Geschehen der Welt und die Gesamtheit des Geschehens sinnvoll ist. Denn sinnvoll kann nur ein Geschehen sein, das einem einheitlichen Willen entspringt. Alles Gespenstische und Geisterhafte wurde so hinweggefegt und damit reinigte sich auch die Vorstellung vom Menschen. Dem Urwillen, der die Welt bewegt, ist der geistig Reichere oder körperlich Schönere nicht mehr wert als der geistig Arme oder der Verkrüppelte. Hier gilt das Mensch-Sein und nicht Besitz oder Leistung. Die monotheistische Forderung der Menschengleichheit ist nicht das Ergebnis eines Ausgleichsverfahrens vor dem geschäftlichen

Zusammenbruch der Welt und — was man so oft übersieht — mehr als die bloße Forderung eines angeborenen, natürlichen Rechtes. Sie ist Menschenliebe aus Gottesliebe, Demut vor dem Mensch-Sein jedes Menschen aus Demut vor Gott, sie ist der Dienst an der Menschheit als Gottesdienst. Darum sind im jüdischen Sinne die Armen nicht die Geringen und schon gar nicht die Verachteten. Sie sind vielmehr der menschliche Aufschrei zu dem einen unverständlichen Weltsinn, den man liebt und mit dem jede Form des Leidens in der Welt unvereinbar sein sollte. Die Armen sind die Verzweiflung des Liebenden, die Selbstanklage einer geheimen Mitschuld.

Ich halte es für tiefjüdischen Glauben, daß es einen Bezirk des Leidens in der Welt gibt, der durch menschliches Wollen verminderbar ist. Das Leid der Koexistenz (des Mit-Seins) habe ich ihn genannt, unedles Unglück nannte ihn später Max Brod. Nun sind die Menschen in ihrer Gleichheit auf so unübersehbare Weise durch ihr Leben verknüpft, daß es nicht nur eine sinnfällige Schuld des einzelnen geben kann, sondern auch einen schuldigen Anteil jedes einzelnen am allgemeinen Geschehen. Dort, wo juristische Schuldsprechung des einzelnen Individuums unmöglich wird, erhebt sich die wahrhafte, religiöse Schuldfrage, die aus der Verbundenheit der Menschen herstammt. Nach keiner Menschensatzung sind wir verpflichtet, dem armen Leidenden, den wir nicht persönlich ins Unglück gebracht haben, zu helfen; wir sind es aber aus dem Grunde der ungetilgten Mitschuld, die wir alle als lebensverstrickte Mitmenschen tragen.

Darum war die Einrichtung der Kammer der Verschwiegenen eine der erhabensten, welche die Menschengeschichte kennt. Nie sollte die persönliche Abhängigkeit zwischen dem Helfenden und dem Bedürftigen fühlbar werden; nie sollte jemand sein Mensch-Sein für niedriger halten als das eines andern. Jeder, dem geistige oder materielle Güter eigen, ist in Wahrheit nur ihr zeitlicher Verwalter. Welche Anmaßung des Menschen, anders als demütig zu schenken! Verschwiegen fühle er seinen Anteil an der allgemeinen Schuld und was der Dürftige empfängt, empfange er von der Menschheit selbst, die ihre Schuld an ihm tilgt!

Geschichte und Ziele der Wohlfahrtspflege.

Von Dr. Michael Feith.

Kein Gebiet der Ethik ist so heiß umstritten und hat einen solchen Wandel der Anschauungen erfahren, wie das der Wohlfahrtspflege, die wir durchaus nicht begrifflich erschöpfend gewöhnlich als Wohltätigkeit bezeichnen.

Wir wollen diesen Begriff der Wohltätigkeit in seiner historischen Entwicklung darlegen und zeigen, welchen Wandel er im Strome der Zeiten und der Völker erfahren hat. Wir können hier natürlich keine Geschichte der Wohltätigkeit schreiben. Nur einzelne prägnante Tatsachen wollen wir anführen.

Heben wir aus dem Altertume einige Beispiele hervor. Athen, das Vaterland des Perikles, der Staat der Künste und Wissenschaften, genoß schon im Altertume die Wohltat einer staatlichen Armenpflege. Aber diese Wohltätigkeit erstreckte sich lediglich auf den Bürger, nicht auf den Fremden, und beileibe nicht auf den Sklaven. Im alten Athen erhielten die „adynatoi", die aus welchem physischen Grunde immer Erwerbsunfähigen vom Staate 1, später 2 Obolen (10—20 Goldpfennige). Zur richtigen Einschätzung sei bemerkt, daß damals der Tagelohn 2—3 Obolen betrug. Ferner gab es in Athen sogenannte Leschen, Häuser ohne Türen, in denen Arme ein Asyl fanden. Nicht zur Armenpflege gehörten die Kornspenden, Theatergelder, sowie die Erziehung der Waisen der im Kriege gefallenen Soldaten auf Staatskosten. Darauf hatte jeder Bürger, nicht der verarmte allein, Anspruch. Endlich gab es noch eine Tätigkeit der „ephanoi"-Vereine, die ihre Mitglieder gegen besondere Unglücksfälle, so auch gegen Verarmung sicherstellten und schließlich das Gast- und Asylrecht. Von einer privaten Wohltätigkeit im engeren Sinne hören wir fast nichts und auch die griechische Götterlehre weiß davon nichts zu erzählen. Die homerischen Götter kennen das Mitleid nicht.

Was erhellt daraus in Hinsicht auf den Begriff der Wohltätigkeit? Daß die Wohltätigkeit nicht einer angeboren ethischen Anlage entsproß, sondern vielmehr einem staatserhaltenden, sozialen Gedanken. Der Staat war die „polis", die Bürgerschaft, und erhielt sich selbst, indem er seine Bürger versorgte. Die Fremden gehörten nicht zum Staate, darum mußte ein egoistischer Gedanke hinzutreten, sollten sie Anspruch auf Schutz haben — das Gastrecht. Das Asylrecht hat nicht minder egoistischen Ursprung, wenn es auch mit der metaphysischen Natur des Menschen zusammenhängt. Die Sklaven, die den Bürgern zu eigen gehörten, genossen des egoistischen Schutzes der Herren. Waren sie doch ein Stück Vermögen und der Tod des Sklaven bedeutete einen wirtschaftlichen Verlust.

Von einem ethischen Aufbau der Wohltätigkeit ist im alten Griechenland kaum die Spur.

Wie war es nun im alten Rom? Die Getreideverteilungen in Rom sind bekannt. Schon in den Zeiten der Republik mußte der Staat, — durch die Not der Bürger gedrängt —, dazu greifen, Getreide an die Armen unter dem Kostenpreise zu verkaufen. Wer kennt nicht das Schicksal der Brüder Cajus und Lucinius Gracchus? Rein politische Machtfragen sind es, die zur Austragung gelangten und nur schrittweise gab der Staat nach. Rom war ein Kastenstaat und die herrschende Kaste, die Patrizier, brauchte die Wohltätigkeit nicht. Die breiten Massen der Bürger, die Plebejer, wurden als dienende Klasse empfunden. Nach der Emanzipation der Plebejer änderte sich das Bild. Seit Clodius wurde das Getreide unentgeltlich an arme Bürger abgegeben. Im Jahre 33 vor Christi kosteten die Getreidespenden den Staat 10 Millionen Sesterzen (1¾ Millionen Goldmark), und 46 nach Christi Geburt 77 Millionen Sesterzen (13⅓ Millionen Goldmark). Cäsar fand über 300.000 Getreideempfänger vor. Außerdem wurde Öl und Fleisch verteilt. Das Volk erhielt „Panem et circenses". Um das

Volk gefügig zu machen, stopfte man ihm, wörtlich genommen, den Mund. Das arbeitsscheue Gesindel wurde aus politischen Gründen gezüchtet, denn die römischen Kaiser brauchten die Gunst des Volkes. So floß ein Teil der Weltbeute in den Magen des römischen Bürgers. Der Sklave dagegen wurde für eine Sache gehalten und war von jeder öffentlichen Beteiligung ausgenommen, die übrigens niemals den Charakter der Mildtätigkeit an sich trug, ebensowenig, wie wenn heute den Wählern vor der Wahl die Steuern bezahlt oder Mahlzeiten bereitet würden. *Hingegen zeigten sich im alten Rom schon Ansätze einer Armenpflege, die sich unserer Armenpflege nähert, immerhin aber noch einen politischen Hintergrund bewahrt.* Es waren das die *Alimentationen*, Stiftungen zur Erziehung von Kindern, die unter Kaiser Nerva einsetzen. Diese Maßregel sollte Eheschließungen fördern und der Entvölkerung entgegentreten. Daneben finden sich auch schon Spenden und Wohltätigkeitsakte, die den Charakter privater Armenpflege an sich tragen. Immer aber handelt es sich ausschließlich um römische Bürger. *Gerade in Rom sieht man klar, daß Wohltätigkeit eine Art Machtfrage ist.*

Bei den Juden gab es, — soweit es sich um die Zeit des jüdischen Reiches handelt —, kaum eine Armut. Das Volk im allgemeinen trieb Ackerbau, das Leben spielte sich in einfachen Formen ab, die Arbeit war der sittliche Faktor der Juden und so gab es eigentlich *keine Armut in unserem Sinne.* Dazu kommt, daß Israel eine Theokratie war, d. h. ein Staat, in dem Gott herrschte. Alles, was die Juden hatten, gehörte ideell Gott und, wie sie ihr Vermögen von ihm zu Lehen hatten, so mußten sie es wieder zum Teil den Armen zu Lehen geben. Deshalb soll der Ölbaum nicht nachgeschüttelt, die vergessene Garbe nicht nachträglich eingeholt, der Weinberg nicht nachgelesen werden. Daher die Erlassung des Geliehenen im Sabbatjahr, daher die Einführung des Armenzehents. — Man sieht, *hier hat die Armenpflege den Charakter der ausgleichenden Gerechtigkeit. In der mosaischen Gesetzgebung können alle moderne Sozialpolitiker ihre Stammmutter erblicken.*

Betrachten wir nun, wie die sogenannte *christliche Nächstenliebe* sich entwickelte. Auch sie ist ein Produkt der Machtverhältnisse. Nicht in Nazareth, nicht in Galiläa entsprang das Christentum, sondern in Rom und da gerade als Sklavenreligion, als die Religion der Unterdrückten. Diese taten sich zu einer Gemeinde zusammen und da sie nichts hatten, wurden sie Kommunisten und verachteten den Reichtum. Den ihren gaben sie die Hoffnung auf das bessere Jenseits, das sie für die Armen in Anspruch nahmen. Aus dieser Kommunität erwuchs mit Notwendigkeit eine geregelte Armenpflege in den christlichen Gemeinden, solange diese noch in ihrer patriarchalischen Reinheit bestanden. In diesen Gemeinden wurde der erste Armenkataster angelegt, die matricula, eine Liste, die alle Armen mit ihren Bedürfnissen umfaßte. Man ging auch nach jüdischer Regel den Quellen der Armut nach und suchte diese Quellen durch Nachweis

von Arbeit und durch Beschaffung von Werkzeugen zu verstopfen. Die alten christlichen Gemeinden, die jüdischen Institutionen nachgebildet waren, sind für das Abendland Vorläufer der modernen Armenpflege geworden.

Ganz anders freilich gestalteten sich die Verhältnisse, als das Christentum aufhörte, eine Religion der „Mühsamen und Beladenen" zu sein. Wohl trat da eine ins Große gehende Wohltätigkeitspflege von Seite der mit Gütern überschwemmten Kirche ein, aber die Systematik der Wohltätigkeitspflege ging verloren. Im Mittelalter zerflatterte die Wohltätigkeitspflege vollends, trotzdem im einzelnen sehr viel getan wurde. Man gab, ohne die Verhältnisse zu prüfen, ohne eine Verbindung zwischen den einzelnen Wohltätigkeitsanstalten durchzuführen. Auf der einen Seite tat man zu viel, auf der anderen zu wenig. Das ist der Fluch einer ungeregelten Wohltätigkeitspflege. Von der christlichen Religion blieb noch die jüdische Pflicht der Nächstenliebe zurück, vollständig aufgehoben aber war der Gedanke der Kommunität, der Brüderlichkeit aller Menschen. Bis in die Neuzeit hinein wurden Landstreicher, die auf der Straße aufgegriffen wurden, einfach auf den nächsten Baum aufgeknüpft.

Die Neuzeit brachte mehr Licht in die Entwicklung der Wohltätigkeit. Da war es vor allem Luther, der eine gründliche Reform der Armenpflege durchführen wollte, aber nicht, indem er zu sogenannten frommen Werken aufforderte, sondern im Gegenteil, indem er die Bettelei in Deutschland einfach abschaffen wollte. Jede Stadt, meint er, muß ihre Armen versorgen, fremde Bettler werden ausgewiesen. An die Stelle eines unterschiedlosen Gebens tritt die geregelte Versorgung der Armen auf Grund einer genauen Prüfung ihrer Verhältnisse und unter Sonderung der wirklich Armen von den „losen Buben und Landläufern". Die Versorgung erstreckt sich nur auf das Notwendigste. „Es ist genug, daß die Armen versorgt seien, dabei sie nit Hungers sterben oder erfrieren. Es fügt sich nit, daß einer auf des anderen Arbeit müßig gehe. Es ist niemand von der anderen Güter zu leben verordnet. Wer arm sein will, soll nit reich sein, will er aber reich sein, so greif er mit der Hand an dem Pflug und suchs ihm selber aus der Erden." Wir sehen, wie Luther weit entfernt von irgendeiner Gefühlsduselei war. Die Hilfe sieht er als soziale Pflicht an, aber nur die Hilfe im eingeschränktestem Sinne.

Wie sich der Wohltätigkeitsbegriff weiter gewandelt hat, wie neben der Kirche, Zünfte und Innungen, seit dem 14. Jahrhundert auch die Stadt, seit Kaiser Josef auch der Staat seine Pflicht zur Einengung der Not eingesehen haben, wollen wir nicht erörtern, ebensowenig wie die Geschichte der Wohltätigkeit in den einzelnen politischen Gebilden. Nur eines sei erwähnt. Mit dem Aufkommen der Maschine, mit dem Aufblühen des Kapitalismus und der Entwicklung des Liberalismus, der eine Folge des Kapitalismus war, zog auch viel Elend in die Welt ein. Eine große Anzahl von Menschen wäre um die wirtschaftliche Existenz gekommen und da das Prinzip des laisser-faire, laisser-aller herrschte, waren die Armen auf

sich selbst und auf private Wohltätigkeit angewiesen. Damals erwachte der vierte Stand zum Bewußtsein seiner Macht, angekündigt durch Männer, wie John Gray, Owen, Saint Simon u. a. Man sah ein, daß die Verteilung des Reichtums nicht richtig sei und eine Anzahl von Idealisten glaubte nach einem bestimmten System die Welt einrenken zu können. Da trat Karl Marx auf den Plan und predigte in dürren Worten, daß kein guter Wille imstande sei, der Armut Einhalt zu tun. Der Kapitalismus sei eine notwendige Etappe der Entwicklung. Unter seiner Herrschaft müsse der Arbeiter verelenden. Das Kapital habe das Bestreben, sich in den Händen weniger zu konzentrieren. Dadurch aber werden die Massen zur Notwehr gezwungen und eines Tages werden, bis die Konzentration des Kapitals soweit gediehen sein werde, daß nur wenige Kapitalisten das Gesamtkapital in sich vereinen, die Expropriateure expropriiert werden. Um für diesen Moment gerüstet zu sein, ruft er den Massen zu: „Proletarier aller Länder, vereiniget Euch!" Marx hat nicht ganz recht behalten. Die Verelendung der Massen schreitet nicht so vorwärts, wie Marx es sich vorstellte, im Gegenteil, der standard of life der unteren Schichten der Bevölkerung ist heute ein viel besserer, als er etwa vor hundert Jahren war und auch die gewaltige Konzentration des Kapitales hat nicht stattgefunden trotz der Trustmagnaten und Großreeder. Warum aber ist die Verelendung der Massen nicht im Marx'schen Geiste fortgeschritten? Nicht etwa, weil die von Marx aufgestellten Gesetze unrichtig waren, sondern, weil sich der Entwicklung Kräfte entgegenstellten, an die Marx nicht gedacht haben konnte. Wie man Bazillen durch Impfen mit anderen Bazillen unschädlich zu machen sucht, so wurde auch der Bazillus entdeckt, der die soziale Reform vom Wege der Revolution zu jenem der Evolution überleitet. Der Staat sah sich durch die Entwicklung der Dinge gefährdet und war es selbst, der das Schlagwort der sozialen Gerechtigkeit predigte. In Deutschland war es Bismarck, der die Regierung auf die Bahn sozialer Reform drängte, der die berühmte kaiserliche Botschaft erließ, die den Angriffspunkt zu einer umfassenden sozialen Gesetzgebung bildete. Diese soziale Gesetzgebung soll den Arbeiter vor der härtesten Not bewahren, nicht, indem er ihm Almosen gewährt, sondern, indem er ihm das Recht auf Hilfe einräumt. Will man die beiden äußersten Grenzen abstecken, in denen sich die soziale Gesetzgebung bewegen muß, so kann das ungefähr erfolgen: allen Menschen, die arbeitsfähig und arbeitswillig sind, ist Arbeit zu verschaffen, und allen Menschen, die arbeitsunfähig sind, ist die Möglichkeit eines arbeitslosen Lebens zu bieten. Das ist das Ziel der sozialen Gesetzgebung.

So sehen wir die soziale Gesetzgebung fast in allen Staaten des Kontinents, aber auch besonders in den Communwealths States Neuseelands und in letzterer Zeit auch in England einsetzen. Wollen wir das Jahrhundert etwa vom Jahre 1830 bis heute ins Auge fassen, so können wir seine Aufgabe dahin charakterisieren, daß wir es das Jahrhundert des Ausgleiches der wirtschaftlichen Gegensätze nennen. Das beste Wirtschaftssystem soll sich mit der Hebung der ökonomischen Verhältnisse aller Staatsbürger zu einer

Synthese vereinigen. Benthams Wort: Die größten Glücksmöglichkeiten den meisten Menschen, ist das Losungswort unserer Zeit.

Zur Erfüllung dieser Arbeiten bedarf es aber des Zusammenschlusses aller Kräfte. Nicht vom Standpunkte des Klassengegensatzes aus darf die soziale Frage betrachtet werden, aber ebensowenig vom Standpunkte des guten Herzens, sondern vom Standpunkte des allgemeinen Wohles und der Gerechtigkeit. An Stelle der Armenpflege ist in unser Jahrhundert der Begriff der Wohlfahrtspflege getreten. Die Armenpflege bekämpfte ein vorhandenes Übel, die verschuldete oder unverschuldete Armut, die Wohlfahrtspflege will die Armut verhüten. Mit den Armen, mit Paupers, hat es die Armenpflege zu tun; Pauperismus zu verhindern, ist der Zweck der Wohlfahrtspflege. Die Armenpflege ist repressiv, die Wohlfahrtspflege präventiv.

Wir wollen nunmehr die Grenzen abstecken, welche die staatliche Wohlfahrtspflege von der privaten trennen. Würde der Staat seiner Aufgabe in vollem Umfang gerecht werden, dann bliebe für private Wohlfahrtspflege kein Raum übrig. Daß dieser Gesichtspunkt richtig ist, das lehrt die Geschichte. Viele Zweige der Wohlfahrtspflege, die früher von Privaten geübt wurden, liegen jetzt ganz in den Händen des Staates. Wer kennt nicht die ergreifende Schilderung des Schulelends in England aus dem Romane Dicken's Nikolaus Nikleby? Heute wird das Schulwesen allgemein als Domäne des Staates betrachtet. Auch die Geschichte des Armenwesens lehrt, daß es Zeiten gab, in denen Kirche und Privatvereinigungen die ausschließlichen Träger des Armenwesens waren. Heute ist die Gesetzgebung aller modernen Staaten von dem Grundsatze erfüllt, daß der Arme ein Recht auf Unterhalt besitzt. So billigte schon das österreichische Heimatsgesetz aus dem Jahre 1863 dem Armen im Falle der Erwerbsunfähigkeit den notwendigen Unterhalt, im Falle der Erkrankung die Pflege, ferner die Sorge um die Erziehung der Kinder auf Kosten der Allgemeinheit zu. Darin liegt eigentlich der letzte Zweck jeglicher Wohlfahrtspflege enthalten. Freilich ist die ganze Last auf die Schultern der Gemeinden gewälzt worden, die zu schwach sind, um sie zu ertragen. So steht die öffentliche Armenpflege nur auf dem geduldigen Papier. Andere Zweige der Wohlfahrtspflege, wie die Krankenversicherung, die Unfallsversicherung, die Invaliditätsversicherung und die Arbeitslosenfürsorge sind in den meisten Kulturstaaten bereits in der Hand des Staates oder der vom Staate geschaffenen öffentlichen Körperschaften. Manche andere Zweige warten noch auf den Erlöser, der sie aus dem Dornröschenschlaf erweckt.

Wer nun ist berufen, diese Mission zu erfüllen? Die private Wohlfahrtspflege, wenn sie sich ihrer Aufgabe bewußt ist. Die private Wohlfahrtspflege, das ist die freie Tätigkeit der Einzelnen und der Verbände zur Anbahnung einer sozialen Besserung. Nicht etwa zu wetteifern mit dem Staate ist sie berufen, sie hat vielmehr Lücken auszufüllen, anzuregen und vorzubereiten.

Überall, wo die Idee der Gemeinschaft verletzt ist, wo dem Gemeinschaftsgedanken widersprochen wird, ist es nötig, mit freier

Tätigkeit einzusetzen, um Not zu lindern und zu bannen. Wo aber der Staat oder seine Organe einzugreifen verpflichtet sind, da soll die private Wohlfahrtspflege die Hand aus dem Spiel lassen. Sie ist nicht da, um den Staat zu unterstützen, sie darf nur dort eingreifen, wo das Gebiet staatlicher Fürsorge schon nicht oder noch nicht betreten ist.

Daher hat sie der Gesetzgebung gewissermaßen als Schrittmacher voranzugehen. Sie soll es möglich machen, Erfahrungen zu sammeln, auf denen erst gesetzgeberische Maßnahmen sich aufbauen können. Die Wohlfahrtspflege geht den Ursachen der Armut als Massenerscheinung nach, sie lernt sie in ihren Zusammenhängen mit der wirtschaftlichen Entwicklung verstehen und sie versucht, sie mit den Mitteln zu bekämpfen, die sich aus den gewonnenen Erfahrungen ableiten lassen. Ein Beispiel für eine solche aufbauende Tätigkeit der privaten Wohlfahrtspflege bildet die Zentrale für private Wohlfahrtspflege in Frankfurt. An Stelle des Almosengebens trat vor allem die Erfassung des Massenelends und auf Grund der gewonnenen Erkenntnisse wurden die notwendigen Maßnahmen zur Behebung des Elends getroffen. Von dieser Zentrale aus ging der Ruf nach Kollektiv- und Berufsvormundschaft, der an vielen Orten ein Echo fand. Es würde zu weit führen, nachzuweisen, wie befruchtend die Tätigkeit der Zentrale für die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Enterbten war. Die Frankfurter Zentrale geht jeglicher individuellen Armenpflege aus dem Wege, sie wirkt nur dort, wo sie eine Frage der Wohlfahrtspflege zentral für die Allgemeinheit lösen kann. Auch in Österreich fehlt es nicht an Beispielen. So wurde die Frage des Arbeitsnachweises auf Grund privater Initiative gelöst. Auch die Frage der Arbeitslosenfürsorge wurde vorerst durch private Körperschaften ins Rollen gebracht, ehe die öffentliche Fürsorge einsetzte. Was zuerst private Wohlfahrtspflege anregt und einleitet, das entgleitet allgemach diesen Händen und wird zur staatlichen Aufgabe. So wird die private Wohlfahrtspflege zum Vorläufer der öffentlichen Wohlfahrtspflege.

Die private Wohlfahrtspflege darf aber nicht auf das gute Herz, bei uns Juden: auf das sogenannte „goldene jüdische Herz", aufgebaut sein. Das Elend, das vor unseren Augen liegt, rührt unser Herz, rührt unser Gewissen und als Reaktion auf diesen Eindruck erfolgt die Gabe. Das gute Herz wählt nicht erst, prüft nicht erst, sondern gibt fast wahllos. Eine solche Art des Guttuns lindert da und dort ein vorhandenes Elend, verhindert aber nicht, daß das Elend eintritt. Ein Armer wird beschenkt, indes alle anderen, deren Elend nicht den gleichen Widerhall im guten Herzen des Reichen findet, dem Elend überlassen bleiben. Das Wohltun in diesem Sinne wollen wir durchaus nicht ausgemerzt sehen. Dort, wo unsere Person enge mit der Person des Armen verbunden ist, dort, wo uns der Nächste zugleich auch der Nahe ist, wird das spontane Mitleiden am Platze sein, das sich in der Wohltat widerspiegelt. Wenn wir aber diesen Rahmen übersteigen und im Almosengeben Befriedigung unseres guten Herzens suchen, dann verschwenden wir auf der einen Seite, um auf der anderen darben zu lassen und dem Menschen, den wir ge-

wöhnt haben, milde Gaben zu empfangen, impfen wir antisoziale Gefühle ein. Je mehr wir auf diese Weise verschwenden, um so antisozialer handeln wir und ein Gemeinwesen, das sich auf die individuelle Hilfe von Person zu Person beschränkt, erfüllt durchaus nicht seine sozialen Pflichten. Aus der Armenpflege muß Wohlfahrtspflege werden.

Auf diese Grundsätze ist die organisierte Wohlfahrtspflege aufgebaut, wie sie von großen privaten Körperschaften geübt wird. Die älteste dieser Organisationen in Deutschland ist die Zentrale für Volkswohlfahrtspflege in Berlin. Ihr Aufgabenkreis ist folgender: Es sind die Wohlfahrtsbestrebungen durch Herstellung einer Verbindung zwischen den mannigfachen freien Organisationen auf dem Gebiete der Wohlfahrtsbestrebungen zu unterstützen, notwendig erscheinende Verbesserungen sind anzuwenden, einer nachteiligen Zersplitterung der Kräfte ist entgegen zu wirken und es sind neue Einrichtungen im Falle des Bedürfnisses zu schaffen. Ferner sind neue zweckmäßige Methoden für die praktische Betätigung der Volkswohlfahrtspflege zu suchen. Endlich hat die Ausbildung von Personen für den Dienst der Volkswohlfahrtspflege zu erfolgen.

Weitere Organisationen dieser Art sind: Der Zentralausschuß für innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche, der Charitasverband für das katholische Deutschland, der deutsch-israelitische Gemeindebund in Berlin und die schon genannte Zentrale für private Wohlfahrtspflege in Frankfurt. Wir erwähnen noch weiter das British Institute of social service in London, das Musée sociale in Paris, und die Zentralstelle für soziale Literatur in der Schweiz.

Alle diese Institute haben die Aufgabe, die Richtlinien für die Lösung der sozialen Frage aufzustellen. Sie haben sich insolange mit der Lösung sozialer Probleme zu beschäftigen, bis der Staat selbst eintritt. Nur soweit das Gesetz versagt, hat private Wohlfahrtspflege einzutreten. Das Gesetz sei der Niederschlag gemachter Erfahrungen und diese Erfahrungen zu sammeln, ist Sache der privaten Wohlfahrtspflege.

Dort also, wo noch Lücken in der Gesetzgebung vorhanden sind, weil ein Problem noch nicht reif ist, oder wo eine gesetzliche Regelung unmöglich ist, dort schafft private Wohlfahrtspflege die notwendige Organisation. — Die private Wohlfahrtspflege ist also ein Mandatar der Allgemeinheit, sie hat ihre Aufmerksamkeit auf das Ganze zu richten und muß sich ihrer Bedeutung für die soziale Entwicklung bewußt sein.

Von diesen Gesichtspunkten aus hat auch — unseres Erachtens — die Wohlfahrtspflege bei uns auszugehen. Wir haben ein Organ dieser Wohlfahrtspflege in der Fürsorgezentrale in Prag geschaffen. Dieses Organ derart auszubauen, daß es die oben geschilderten idealen Forderungen erfüllt, ist unsere Sache. Wird es uns gelingen, dann haben wir ein großes Werk ins Leben gerufen. Daß es gelinge, dafür müssen wir alle unsere Kräfte einsetzen.

Die Zentralisierung jüdischer Fürsorge bei uns.

Von Reg.-Rat Dr. Emil Wiesmeyer.

I.

Die „Zentralisierung der Fürsorge" beinhaltet zwei Vorstellungskreise, welche sich nur teilweise decken. Dieser Doppelsinn ist es, der vielfach zu Mißverständnissen und falschen Forderungen Anlaß gibt.

Zentralisierung der Fürsorge ist zunächst ein rationeller Ausbau derselben im kleinen Kreise, als dessen Grundlage wir die Gemeinde nehmen können. Der Hauptzweck dieser lokalen Zentralisierung besteht darin, mit den für humanitäre Zwecke vorhandenen Mitteln und Kräften das höchst Erreichbare zu leisten, indem sich alle sozial und humanitär wirkenden Vereine, Organisationen und Institutionen der Gemeinde zusammenschließen. Hiedurch wird eine Übersicht der sozialen Leistungen hergestellt, die zweckdienliche Verwendung der zur Verfügung stehenden Mittel herbeigeführt und angestrebt, daß auch sozial fühlenden und arbeitswilligen Einzelpersonen, welche sonst hiezu nicht Gelegenheit haben, die Möglichkeit der Betätigung geboten wird. Diese Zentralisierung soll aber auch die nötigen Mittel bieten, um dort, wo ein Bedarf besteht, neue Institutionen zu schaffen und Hilfsaktionen durchzuführen, denen der einzelne Verein nicht gewachsen ist. Das Wesentliche dieser Zentrale besteht darin, daß sie keinen neuen Verein neben den bestehenden bildet, sondern daß die Vereine unter sonstiger voller Wahrung ihrer Selbständigkeit eine autonome Stelle schaffen, die sie selbst verwalten und führen. Dadurch sollen alle Eitelkeitsmomente beseitigt, dadurch soll aber auch die uneingeschränkte Unterordnung erzielt werden.

Das jüngstgeschaffene „Jüdische Zentrum" des Vereines „Soziale Hilfsgemeinschaft Anitta Müller" in Wien, welches Kinderstuben, Jugendklubs, eine Mutter- und Säuglingsfürsorgestelle, ein Rechtsschutzbureau, eine pädagogische Beratungsstelle, Sprach-, Handfertigkeits- und Fachbildungskurse einrichten, dann allgemein belehrende Vorträge, Versammlungen und Diskussionsabende veranstalten will, deckt sich bei aller Anerkennung für die hochwertige Leistung nicht völlig mit den vorangeführten Anforderungen an eine lokale Fürsorgezentrale.

Soviel von der zentralen Fürsorgestelle in der Gemeinde.

Das aber, worüber ich sprechen will, ist eine höhere Einheit, eine Zentrale, welche alle diese Einzelstellen zusammenfaßt, ihre Führerin, Vermittlerin und Beraterin ist.

Es ist ein Gegenstand vielfacher Erörterungen, wie am praktischesten der Aufbau der zentralen Fürsorge zu bewerkstelligen wäre, ob er sich von unten oder von oben vollziehen soll. Vielfach wird neben der Schaffung von Landes- auch eine solche von Bezirksstellen empfohlen.

II.

Es ist zweifellos *theoretisch* das Richtige, daß zunächst die Elemente der zentralen Fürsorge geschaffen werden und daß aus deren Zusammenschlusse die Zentrale entstehe. In der *Praxis* wird sich dies nicht durchführen lassen, da die Bildung derartiger sozialer Ortsverbände, wenn die Direktiven und der Druck durch ein Zentralorgan fehlen, nicht leicht durchgeführt wird und falls sie einmal erfolgt, der Zusammenschluß durch die naturgemäße Heterogenität der einzelnen Teile erheblich erschwert ist. *Tatsächlich ist mir bisher kein Fall bekannt, in dem dieser Weg, speziell auf dem Gebiete jüdischer sozialer Fürsorge, eingeschlagen worden wäre.* Bei uns war dies bei der Schaffung der Fürsorgezentrale schon deswegen unmöglich, weil sie rasch ins Leben gerufen werden mußte, um nach Einstellung der Tätigkeit des Joint Distribution Committees alle jene Aufgaben zu übernehmen, deren Liquidierung notwendig war und für welche es an einem geeigneten Organe fehlte.

Noch mehr als die Art ist die Gliederung des Aufbaues von den besonderen territorialen Verhältnissen abhängig. Bezirks- und Landesverbände haben einerseits ausgedehnte Ländergebiete, andererseits eine große Anzahl leistungsfähiger Ortsverbände zur Voraussetzung, was beides für unsere Republik nicht zutrifft. Ein unternommener Versuch der Konstituierung eines Landesverbandes ist denn auch tatsächlich mißlungen. Bei dieser Sachlage erscheint es als das für unsere Verhältnisse angemessenste, alle Ortsverbände direkt in *eine* Zentrale zusammenzufassen, welche naturgemäß ihren Sitz nur in der Reichshauptstadt haben kann.

Diese Fürsorgezentrale hat dafür zu sorgen, daß die soziale Fürsorge in den Gemeinden unter Berücksichtigung der örtlichen Anforderungen möglichst einheitlich im Geiste der eingangs angeführten Grundsätze organisiert werde.

Bevor ich im einzelnen die Aufgaben einer jüdischen Fürsorgezentrale erörtere, seien noch einige Worte der Lösung einer *Vorfrage* gewidmet, *ob sich eine solche Zentrale lediglich mit der Fürsorge für die Bedürftigen des eigenen Staates befassen* oder auch ihre Tätigkeit auf anderswo Beheimatete ausdehnen soll. Auch hiefür einheitlich bindende Regeln aufzustellen, wäre unangebracht. Ebenso wie es in Deutschland notwendig ist, daß es neben der jüdischen Zentralwohlfahrtsstelle ein eigenes jüdisches Arbeitsamt und eine besondere Durchwandererzentrale gibt, ebenso wäre es für kleinere Länder eine Vergeudung von Geld und Kraft, sich in gleicher Weise zu spezialisieren.

Die geographische Lage der Čechoslovakei und die Situation der Juden in den Nachbarstaaten bringen es mit sich, daß sich bei uns vielfach *die Obsorge für In- und Ausländer nicht trennen läßt.* So muß für uns als Grundsatz aufgestellt werden, daß es irrationell wäre, der Fürsorgezentrale für die čsl. Republik nach dieser Richtung hin irgendwelche Beschränkungen aufzuerlegen.

III.

Welches sind nun im einzelnen die Aufgaben der Fürsorgezentrale und inwieweit ist ihnen unsere Stelle in Prag gerecht geworden?

Die Kompetenzumschreibung ist in strikter Weise nur nach der negativen Seite hin möglich, insoferne als die dauernde Obsorge für einzelne nicht in den Zuständigkeitsbereich einer Fürsorgezentrale fällt. Unsere Zentrale konnte bisher dieser Forderung nicht voll gerecht werden. Der Grund hiefür liegt einerseits in der Entstehungsgeschichte unserer Zentrale, andererseits in dem Umstande, daß bis zum Vorjahre in Prag ein Ortsverband fehlte. Als schwere Belastung übernahm die Zentrale bei ihrer Gründung die Obsorge für die jüdischen ausländischen Studenten, für welche in den ersten Jahren teils aus eigenen Mitteln, teils aus Zuwendungen ein Betrag von über einer Million Kč verausgabt wurde. So wenig heute eine derartige Ausgabe begründet wäre, so sehr muß deren Ersprießlichkeit, ja Notwendigkeit für eine Zeit zugegeben werden, in welcher in den meisten östlichen Randstaaten den Juden der Zutritt zu den Hochschulen verwehrt war. Es wäre grausam gewesen, all den vielen, welche bereits einen großen Teil ihres Studiums absolviert hatten, die Möglichkeit abzuschneiden, diese zu beenden. Sobald dies die Verhältnisse nur halbwegs zuließen, hat sich die Zentrale dieser Last entäußert, was sie um so beruhigter tun konnte, als ein besonderer Verein, „Jüdische Studentenhilfe“, es übernahm, für die jüdischen Hochschüler des In- und Auslandes zu sorgen.

Eine große Auslagepost, jene für Durchwanderer, welche bereits den Betrag von einer halben Million Kč überschritten hat, wurde in Stellvertretung des Ortsverbandes geleistet. Diese Agenda führt vorläufig noch die Zentrale in vollem Umfange, inwieweit sie dieselben wird weiter zu führen haben, wird in der programmatischen Aufstellung anzuführen sein.

Aus dem gleichen Grunde mußten für Jugendfürsorgezwecke, teilweise lokaler Natur, regelmäßige Zuwendungen gemacht werden, auch die Forderung der Krankenfürsorge und die Unterstützung einzelner Vereine erfolgte aus dem gleichen Grunde.

Auf all diesen Gebieten dürften im Laufe der Zeit die Zuwendungen entfallen, immerhin wird es nie ganz zu vermeiden sein, daß auch die Zentrale — und das ist eine der Analogien mit der lokalen Zentralfürsorge, von denen ich eingangs sprach — in einzelnen Fällen wird dort helfend eingreifen müssen, in denen eine andere Stelle für diese soziale Hilfeleistung nicht besteht.

Und noch nach einer Richtung hin ist schließlich der Wirkungskreis der Fürsorgezentrale negativ umschrieben, und das ist der zweite Punkt, der sich mit den Grundsätzen örtlicher Fürsorge deckt, nämlich, daß auch sie sich auf alle sozialen Organisationen stützt, ohne auch nur im geringsten deren Autonomie anzutasten.

IV.

Und nun zum eigentlichen Arbeitsgebiete der Zentrale. Ihre Tätigkeit soll in erster Reihe eine organisatorische sein. Überdies fällt ihr naturgemäß die Inszenierung und Mithilfe bei der Durchführung aller größeren sozialen Aktionen zu, welche nicht unmittelbar in ihren Kompetenzbereich fallen. Diese Aufgabe hat die Fürsorgezentrale für die Čechoslovakische Republik in glänzender Weise bei der Durchführung der ukrainischen Kinderhilfe gelöst, bei welchen Gelegenheiten an Bargeld und Sachzuwendungen im ganzen an 2½ Millionen Kč aufgebracht wurden. Erfolgreich war auch die im Jahre 1923 durchgeführte Aktion zur Stützung der Hospitäler in den böhmischen Kurorten, welche an 70.000 K? ergab. Auch in die Organisierung der Deutschlandhilfe hat die Fürsorgezentrale erfolgreich eingegriffen.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Wohlfahrtspflege hat sie zunächst für die Aufstellung einer genauen Statistik aller Wohlfahrtsinstitutionen und Organisationen Vorsorge zu treffen, die durch dauernden Kontakt mit diesen in genauer Evidenz zu halten ist, um allen seitens der Ortsverbände und einzelner einlangenden Anfragen entsprechen und dort, wo ein Bedarf besteht, initiativ eingreifen zu können. Hieher würde die Gründung von Versorgungs-Altersheimen und sonstigen Institutionen gehören, eine Aufgabe, welche zu den idealsten einer Fürsorgezentrale gehört, zu deren Durchführung aber viel bedeutendere Mittel erforderlich sind als jene, über welche die čsl. Fürsorgezentrale heute verfügt.

Große Aufgaben wären nach dieser Richtung hin insbesondere im Rahmen der Jugendfürsorge zu leisten; das Problem der Waisenfürsorge in den östlichen Ländern unserer Republik harrt noch seiner Lösung, die Lehrlingsfürsorge läßt zu wünschen übrig, die jüdische Fürsorge für Säuglinge und verwahrloste Kinder ist bisher noch unorganisiert. Mit all diesen Fragen hat sich die čsl. Fürsorgezentrale bereits beschäftigt und es sind teilweise erfolgversprechende Arbeitsansätze vorhanden. Die Studentenfürsorge soll lediglich eine zwischen den einzelnen Organisationen vermittelnde sein und sich positiv nur auf Schaffung sozialer Institutionen beschränken, für welche die bestehenden Vereine nicht ausreichen. So hat unsere Fürsorgezentrale ein Studentenheim geschaffen, dessen Verwaltung in anerkennungswürdiger Weise durch ein Kuratorium geführt wird und um dessen Ausgestaltung sich der jüdische Frauenverband besondere Verdienste erworben hat.

Die Durchwandererfürsorge wird die Herstellung eines verläßlichen Nachrichtendienstes und stetigen Kontaktes mit den größeren Gemeinden, insbesondere den Einbruchsstellen, zur Aufgabe haben. Auch in dieser Beziehung hat die Fürsorgezentrale bereits viel geleistet, sowohl im Inlande selbst als auch durch Herstellung des Einvernehmens mit den in Betracht kommenden Auslandstellen. Hieher gehört auch die umfangreiche Aufgabe der Bekämpfung des Wanderbettels, worin bereits mannigfache Erfolge zu verzeichnen sind.

Die Fürsorgezentrale hat ferner durch stetige Fühlung mit den für soziale Zwecke in Betracht kommenden staatlichen und sonstigen

öffentlichen Zentralstellen als Interventionsorgan zu fungieren. Hiebei darf nicht nur der Einzelfall behandelt, sondern es soll durch Hinweis auf bestehende Gesetze und Verordnungen generelle Abhilfe angestrebt und im Bedarfsfalle die Erlassung der erforderlichen Gesetze und Verordnungen veranlaßt werden. Die Leistungen auf diesem Gebiete gehören, wie die einzelnen Jahresberichte dartun, mit zu den umfang- und erfolgreichsten der Fürsorgezentrale.

V.

In dem vorstehend Skizzierten ist der Aufgabenkreis einer jüdischen Fürsorgezentrale nur in groben Zügen gezeichnet, daneben laufen schon heute mannigfache sonstige Betätigungen, überdies muß eine Zentrale alle Vorgänge sozialer Natur ständig verfolgen, um dort, wo es nötig ist, unter Erweiterung ihres Wirkungsgebietes nach Bedarf einzugreifen.

Als Endergebnis dieser Betätigung ergibt sich schließlich die repräsentative Stellung der Fürsorgezentrale als Verkörperung der jüdischen sozialen Interessen im Verkehr mit allen in Betracht kommenden Organen, ferner aber auch gegenüber allen gleichwertigen oder umfassenderen Organisationen des Auslandes. Auch hiezu hat sich für unsere Fürsorgezentrale alljährlich wiederholt Gelegenheit gegeben. Heute anerkennen sowohl die Behörden als auch das Ausland die wertvolle Arbeit, welche durch Schaffung der jüdischen Fürsorgezentrale geleistet wurde.

All das erfordert einen großen arbeitswilligen Stab von Mitarbeitern, vor allem aber ein Sekretariat, das den höchsten Anforderungen gewachsen sein muß. Naturgemäß ist damit auch ein nicht unbeträchtlicher Kostenaufwand verbunden und es zeugt von Unkenntnis des ganzen Apparates, wenn dieser Umstand zum Gegenstande einer abfälligen Kritik gemacht wird.

Und nun noch die Frage der Notwendigkeit und Ersprießlichkeit der Fürsorgezentrale!

Ob heute, wo die dringende soziale Not der Nachkriegszeit abzuklingen beginnt, der Bestand der Fürsorgezentrale eine derartige Notwendigkeit ist, wie bei ihrer Gründung, darüber können die Meinungen auseinandergehen. Unbedingt zu bejahen wäre jedoch der zweite Punkt: die Tätigkeitsberichte der Fürsorgezentrale beweisen ziffermäßig, wieviel Ersprießliches sie in den fünf Jahren ihres Bestandes geleistet hat. Unkontrollierbar, aber nicht minder bedeutend, ist der Erfolg der erziehlichen Tätigkeit der Fürsorgezentrale; vielfache bedeutungsvolle Leistungen von Vereinen, Organisationen und Gemeinden auf sozialem Gebiete sind auf die aufklärende und anregende Tätigkeit der Fürsorgezentrale zurückzuführen. Darum müßten sich alle jene, welche ein Interesse an sozialer Arbeit haben, mit der Fürsorgezentrale identifizieren, ihr gegenüber dürfte kein Konkurrenzneid aufkommen, die Gemeinden und alle zu sozialem Wirken berufenen Institutionen und Organisationen müßten es sich zur Aufgabe machen, die Fürsorgezentrale zu stützen und zu fördern. Dann wird sie nicht nur Ersprießliches leisten können, sondern zu einem notwendigen integrierenden Bestandteil des jüdisch-sozialen Lebens in unserer Republik werden.

Die Voraussetzung für eine organisierte Fürsorge.

Von Dr. Alois Hilf.

Es dürfte wohl kaum etwas Schwierigeres geben als die Bewerkstelligung eines Zusammenschlusses gleichstrebiger jüdischer Institutionen zu dem Zwecke, um ihr Wirken und Schaffen festen, unumstößlichen, für alle gleich maßgebenden Vorschriften zu unterwerfen. Es mag dies wohl deshalb der Fall sein, weil solche Maßnahmen dem jüdischen Wesen nicht entsprechen, dessen Grundzug Ungebundenheit ist, die in den meisten Fällen den Hang zur Eigenbrödelei und das Streben zur Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit mit zur Folge hat.

Ist es nun schon schwierig, bei Neuschöpfungen die nötige Einordnung herzustellen, so vervielfältigen sich die Hindernisse, wenn es gilt, bereits bestehende Einzelorganisationen zusammenzufassen und infolgedessen die Machtbefugnisse ihrer leitenden Faktoren einigermaßen einzuschränken, was ja bei Schaffung höherer Organisationsformen sich immer als unumgänglich notwendig erweist. In solchen Fällen tauchen Schwierigkeiten auf, zu deren Beseitigung große Geduld erforderlich ist, wenn überhaupt auf eine Bewältigung gerechnet werden kann.

Dies zeigt sich ganz auffallend bei der in letzter Zeit versuchten Organisation der sozialen Fürsorge in Böhmen, Mähren und Schlesien. Der Gedanke, der diesem Bestreben zu Grunde liegt, wird von allen in Betracht kommenden Interessenten als der gesündeste, den man sich denken kann, angesehen, er wird im Prinzipe von allen Instituten, die sich mit der Armenpflege befassen, als der allein richtige anerkannt. Gemeinden, Krankenvereine, Frauenwohltätigkeitsvereine, Armenhaus- und Altersheimvereine, alle bekennen sich zu der Meinung, daß es ausgezeichnet wäre, bestände eine Stelle, die alle gemeinsamen Angelegenheiten der sozialen Fürsorge jeder Art nach einheitlichen Gesichtpunkten regeln würde. Kommt es aber zu praktischen Versuchen behufs Verwirklichung dieser Idee, dann gibt es nichts als lauter „Aber“.

Dem ist leider nur sehr schwer abzuhelfen, denn es handelt sich hiebei um eine Änderung jahrhundertealter Übungen und Gewohnheiten, denen gegenüber mit den besten Argumenten nicht aufzukommen ist. Es darf daher nicht wundernehmen, wenn die seit einigen Jahren eingesetzte Arbeit zur Errichtung einer Zentralstelle für jüdische soziale Fürsorge in den historischen Ländern unseres Staates noch keine greifbaren Erfolge gezeitigt hat und daß diejenigen, die sich damit abmühen, noch nicht sehr weit gekommen sind. Es darf dies jedoch kein Anlaß sein, von dem an und für sich als vollkommen richtig anerkannten Gedanken abzustehen.

Man ist freilich bis jetzt noch nicht einmal über die ersten Anfänge einer festen Organisation hinausgekommen, zumal selbst in den einzelnen Kultusgemeinden ein Zusammenwirken der verschiedenen dort bestehenden Wohltätigkeitsvereine nur mit großen Anstrengungen zu erzielen ist. In den kleinen Gemeinden hat dies im großen

und ganzen nicht viel zu bedeuten, denn in diesen liegen die Verhältnisse meist sehr einfach, die Personenkenntnis ist sozusagen allgemein und ebenso sind die Vermögensverhältnisse der einzelnen Mitglieder kein Geheimnis für die anderen. Außerdem ist deren Leistungsfähigkeit denn doch keine große, so daß auf ein Einsetzen größerer Mittel in einem besonderen Falle, in den seltensten Fällen gerechnet werden kann. Anders liegen aber die Verhältnisse in den Groß- und Mittelgemeinden. Zu ersteren rechne ich diejenigen, die über 800, und zu letzteren diejenigen, welche über 400 Seelen zählen. Zu ersteren gehören z. B. in Mähren, wo ich die Verhältnisse genauer kenne, nur 9 jedoch mit einer Einwohnerzahl von 26.788 und zu letzteren nur 11 Gemeinden mit einer Einwohnerzahl von 5411 Seelen. Da die 50 Kultusgemeinden in Mähren im ganzen 38.398 Einwohner besitzen, so ergibt sich, daß 18% der Gemeinden Großgemeinden, 22% Mittelgemeinden und 60% Kleingemeinden sind und daß von der Einwohnerzahl in den 9 Großgemeinden rund 61%, in den Mittelgemeinden rund 14% und in den 30 Kleingemeinden 25% der jüdischen Einwohner Mährens leben. Man sieht aus dieser Zusammenstellung, daß nur die Großgemeinden für die größeren Aufgaben der sozialen Fürsorge von ausschlaggebender Bedeutung sind und auch in diesen ist es schwer, eine strammere Zusammenfassung der daselbst bestehenden Wohltätigkeitsvereine zu bewerkstelligen. Die bis jetzt angestellten Versuche haben es über eine lose Vereinigung dieser Institute zu einer lokalen Armenkommission meines Wissens nicht hinausgebracht. Eine Landesorganisation ist unter solchen Umständen selbstverständlich noch schwerer zu bewerkstelligen, und dies schon aus dem Grunde, weil die zuständigen Wohlfahrtsvereine in jeder größeren, ja sogar in jeder kleineren Gemeinde eigenbrödlerisch am liebsten ein eigenes Waisenheim, ein eigenes Altersheim, ja auch ein eigenes Spital haben und errichten möchten, so unsinnig auch ein solcher Gedanke ist, da ja solche Institute zweckdienlich doch nur in größerem Maßstabe und mit sehr großen Opfern, die nur eine große Gemeinschaft aufzubringen imstande ist, geschaffen werden können.

Ich glaube demgemäß, daß unter den jetzigen Umständen irgend eine zweckmäßige Zusammenfassung der in den einzelnen Kultusgemeinden bestehenden Wohlfahrtsanstalten zu einem größeren gemeinschaftlichen Verbande nicht erzielbar sein wird.

Ganz anders würden sich aber die Verhältnisse gestalten, wenn die Organisation der Kultusgemeinden zu einem Gesamtverbande auf gesetzlicher Grundlage zustande käme. Dann wäre eben jene Zentralstelle geschaffen, die imstande wäre, in die bis jetzt ziemlich ungeordneten Verhältnisse besser einzugreifen und dann wäre die Fürsorgezentrale nur eine Verwaltungsabteilung des Gesamtverbandes, die sich mit jenen Aufgaben der sozialen Fürsorge zu befassen hätte, die von dem Verbande als gemeinschaftliche anerkannt werden.

Wollen wir hoffen, daß im Interesse der jüdischen sozialen Fürsorge diese Gesamtorganisation der Kultusgemeinden, zu deren Verwirklichung bereits die ersten vielversprechenden Schritte unternommen worden sind, baldigst ins Leben treten und ihre heilsame Wirksamkeit beginnen werde.

Heimat den Heimatlosen.

Ein neuer Weg der Waisenfürsorge.

Von Anitta Müller-Cohen.

Unsterblichkeit ist dem einzelnen versagt. Die Sehnsucht nach ihr, die im Individuum vage und zögernd nach dem Jenseits greift, ist in der Seele der Völker lebendig und groß und aufs Irdische gerichtet. Das Volk will leben. Will sein Erdendasein, weit über die Spanne des Menschenlebens hinaus, verlängern. Es reiht Generation an Generation, wie die Ringe einer Kette, die sich über die Jahrtausende breiten soll. Nicht Pietät allein, sondern ein Ausdruck dieses Lebenswillens ist es, wenn die Hand des Volkes immer wieder nach seiner fernen und fernsten Vergangenheit langt; und die Liebe zu seinen Kindern ist nicht Sentimentalität, nicht Humanität, nicht allein der Ausdruck eines lebendigen, selbstverständlichen Verantwortlichkeitsgefühls, sondern ganz einfach der Selbsterhaltungstrieb. Wir, die wir im tiefsten Grunde Einzelteile eines großen Ganzen sind, wir, die wir uns mit allen Fasern des Herzens an dieses Ganze anschließen, um teilzuhaben an seiner Unsterblichkeit, wir müssen alle Kraft und Liebe aufwenden, auf die Erhaltung, auf die seelische, geistige und körperliche Kräftigung der kommenden Generation. Was ein Volk an seinen Kindern tut, das tut es an sich selbst, an seiner eigenen Zukunft.

Die Vorsehung hat dem Kinde einen natürlichen Schutz an die Seite gestellt: die Eltern. Es erübrigt sich hier von Fällen zu sprechen, wo Eltern diese ihre natürliche Pflicht dem Kinde gegenüber vernachlässigen. Entartete Menschen gibt es in jedem Berufe, auch in dem Berufe der Eltern. Aber derlei Erscheinungen bilden so sehr die Ausnahme, besonders unter uns Juden, daß sie das Problem der Kinderfürsorge kaum tangieren. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß Eltern die besten Schützer ihrer Kinder sind. Natürlich werden sehr oft Armut und Unverstand das Erziehungs- und Pflegeresultat zu einem problematischen gestalten. Aber wie immer das ist: es ist kein Vater so arm, so müde gehetzt vom Leben, daß er seines Kindes Notdurft nicht herbeischaffen würde. Es ist keine Mutter so arm, so töricht, daß sie nicht imstande wäre, die Helfer für ihr Kind zu finden. Die arme Mutter wirft sich zwischen ihr Kind und die Not des Lebens. Sie weiß, sie fühlt, wo die eigenen Kräfte versagen und sie weiß mit einer geradezu hellseherischen Sicherheit die richtigen Quellen aufzufinden, wo ihrem Kinde Hilfe werden kann. Wir Fürsorger haben das hundert- und tausendmal erlebt: das Bild der kämpfenden Mutter, die um ein paar Tage Sonnenschein, um ein paar ganzer Schuhe für ihr Kind ringt und kämpft, als gelte es das Größte. Und wenn den Armen auch oft die Kraft der Hände fehlt, um ihren Kindern herbeizuschaffen, was sie zum Aufbaue ihres jungen Lebens brauchen: die Kraft der Herzen ist ihnen geblieben, die um die Kinder Liebe breitet, die ihnen das erbärmlichste, vom kalten Elend erfüllte Elternhaus doch zu ihrer Seele Heimat macht. Und noch eine Kraft haben diese Armen: die Kraft der Stimme, die mahnend und flehend für ihr Kind um Hilfe ruft.

Solange einem Kinde das Elternhaus bewahrt bleibt, ist die Fürsorge, deren es bedarf, eine ergänzende. Ja, es wäre wohl zu erwägen, ob grundlegende Kinderfürsorge sich nicht auf die Eltern beschränken oder doch bei ihnen beginnen sollte. Könnte man den Eltern die Möglichkeit einer gefestigten Existenz, Beratung und Belehrung bieten, dann würde wohl der größte Teil der Kinderfürsorge hinfällig werden. Heute muß die Kinderfürsorge gut machen, was das Schicksal an den Eltern verschuldet. Die Armut und den Unverstand der Eltern muß die moderne Kinderfürsorge ausgleichen.

Diese Form des Kinderelends ist also, so krasse Erscheinungen sie auch annimmt, von einem milden, tröstlichen Lichte überstrahlt. Und von der Hoffnung auf eine bestimmte Beschränkung der Fürsorge. Das erkrankte Kind braucht den Fürsorger. Mit dem Augenblicke aber, wo es die Erkrankung abgeschüttelt, kann es wieder in die Obsorge der Eltern übernommen werden. Alle Erscheinungsformen der Not können begrenzt sein. Die Fürsorge für das Kind, dem das Elternhaus erhalten blieb, ist nicht nur eine begrenzte, sondern auch eine zeitlich beschränkte.

Ganz anders stellt sich uns das Problem der Waisenfürsorge dar.

Ich habe in den Jahren meiner sozialen Arbeit tausendfache Formen des Elends gesehen, krasses, gen Himmel schreiendes, herzerschütterndes Elend. Und doch kann ich sagen, daß mich keine Not so tief ergriffen hat, wie das Elend der Waisen.

In normalen Zeiten pflegte sich uns der Begriff Waise mit jenem des Waisenhauses zu verbinden. Und ich weiß eigentlich nicht zu sagen, welcher von diesen beiden Begriffen mir mehr ans Herz griff. Waise: das Wort prägt den unermeßlichsten, traurigsten Verlust, den ein Kind je erleiden kann, in einen Begriff und etikettiert ein Menschenwesen damit. Waisenhaus, — das ist ein Gebäude, welches herzerschütterndes Kinderschicksal umschließt. Unvergeßlich wird mir der Bericht bleiben, den mir eine Dame über den Besuch eines Waisenhauses machte: „Den Kindern scheint es sehr gut zu gehen“, sagte sie; „sie haben sogar gelacht.“

Wir modernen Fürsorger haben gefunden, daß das System der Waisenfürsorge ein sehr schlechtes ist. Der große Fehler nämlich, den die Waisenfürsorge bisher hatte, war der, daß sie zeitlich zu beschränkt war. Wenn tatsächlich das Waisenhaus die elterliche Fürsorge ersetzen soll, dann darf seiner Wirksamkeit keine zeitliche Schranke gesetzt werden, — gerade so wenig, wie für die Wirksamkeit des Elternhauses. Die Eltern sind für ihr Kind da — solange das Kind ihrer nur bedarf. Das Elternhaus leitet das Kind langsam ins Leben hinein. Das Waisenhaus stößt das Kind ins Leben hinaus, meist zu einem Zeitpunkte, wo es noch nicht imstande ist, Leitung und Beaufsichtigung zu entbehren. Die bloße Tatsache, daß das Waisenhaus das Kind mit dem vollendeten vierzehnten Lebensjahre dem Lebenskampfe ausliefert, macht oft die ganze Erziehermühe der verflossenen Jahre illusorisch. Das Kind, — obendrein das im

Waisenhause, also fernab vom wirklichen Leben erzogene Kind — kann leicht an dieser frühzeitigen Verpflanzung ins offene Erdreich des Lebens ganz zugrunde gehen.

Das Waisenproblem, das in ruhigen Zeiten nur einen beschränkten Anteil an der allgemeinen, großen Kinderfürsorgefrage hatte, rückte uns während und nach der Kriegszeit immer näher.

An den Waisenkindern hat das ganze Volk Elternstelle zu vertreten. Wenn das von allen Elternlosen und Verwaisten gilt, dann gilt dies noch weit mehr von den jüdischen. Wir wissen, daß diese Kinder das Größte, das Heiligste ihres Lebens, Elternliebe und die Fürsorge eines Vaterhauses, verloren haben, weil sie jüdische Kinder sind.

Ich bin durch das östliche Europa gefahren und habe in verschiedenen Orten der Ukraine Kinder gefunden, die wie herrenlose Tiere, verwildert und verstört, in Kellerlöchern hausten, sich vor dem Licht der Sonne fürchtend, aus den Misthaufen ihre erbärmliche Nahrung grabend. Kinder, die so verlassen, so gejagt, so in tiefster Seele verwundet waren, wie dies nie, nie im Leben einem menschlichen Wesen geschehen sollte. Kinder: zarte, liebe, frohe, unschuldvolle, glückspendende Geschöpfchen. Jüdische Kinder: Teile unseres Volkes, das hier am schwersten, am blutigsten getroffen war.

Noch wissen wir nicht das ganze Geheimnis um die jüdische Qual Osteuropas. Noch stehen wir vor unerforschtem Gebiete, aus welchem noch nicht das letzte Wort des Schreckens geklungen ist. Aber wir wissen, daß die Schläge, die dort fielen, das Herz des jüdischen Volkes getroffen haben. Und wir müssen alle daran arbeiten, um diese Wunden zu heilen.

Man hat den Versuch gemacht, dem jüdischen Waisenprobleme durch Adoption beizukommen. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß auf diese Art nur eine ganz beschränkte Anzahl von Kindern versorgt werden kann. Es gibt nicht viele Menschen, die sich die Last der Verantwortung für das Leben und Werden eines fremden Kindes aufbürden wollen. Eine viel bessere Lösung der Frage, vielleicht die beste, vielleicht *die* Lösung überhaupt scheint mir die Gründung von Kinderdörfern in Palästina.

Palästina ist die neugewonnene Heimat des jüdischen Volkes. *Welcher Gedanke wäre naheliegender als der, daß es die Heimat vor allem seiner verwaisten, seiner heimatlosen Kinder sein soll.* Wenn wir die jüdischen Waisen nach Palästina verpflanzen, so erreichen wir aber nicht nur, daß sie eine Heimat erhalten, wir schenken dem Lande auch die Menschen, die es braucht. Das ganze schwere Aufbauproblem Palästinas gipfelt vielleicht darin, daß die Menschen, die da hinüberkommen, — nicht um das Land zu erobern, sondern um es sich in schwerer, unerhört harter Arbeit zu erarbeiten —, den Anforderungen dieses Lebens nicht gewachsen sind. Aller guter Wille, alle heiße Liebe kann das nicht vergessen machen. Schwer und mühsam muß sich der Europäer an die neuen Lebensbedingungen gewöhnen.

Leib und Geist müssen umlernen, — das fällt schwer im vorgerückten Alter. Aber die Kinder, die man hinüber verpflanzt, deren ganze körperliche und seelische Struktur sich von frühesten Kindesjahren an das Land anpaßt, sie werden dem Lande ganz gehören, so wie das Land ganz und gar ihr eigen sein wird.

Man hat so viel von einer Berufsumstellung der jüdischen Massen gesprochen. Wir wissen alle, daß die Fähigkeiten der Juden seit Jahrhunderten ganz einseitig ausgebildet wurden, und zwar nach einer Seite hin, deren Entfaltung unter den heutigen europäischen Wirtschaftsverhältnissen wenig Segen verspricht. In der Rückkehr zu Boden und Scholle suchen die Völker von heute ihr Heil und auch die Juden machen den Versuch einer solchen Umstellung. Wir aber wissen, daß jeder solche Versuch, in der Diaspora unternommen, scheitern muß. Man kann Lebensbedingungen nicht künstlich konstruieren, sie müssen sich aus der Umwelt heraus entwickeln. Und diese Umwelt ist heute in ganz Europa gar nicht danach eingestellt, den Juden die Betätigung in landwirtschaftlichen Berufen zu ermöglichen. Eine Rückkehr aus tausendjähriger Ghettogewohnheit zu Land und Scholle kann es für uns Juden nur in Palästina geben, das wir bezeichnenderweise nur „das Land“ nennen. Wir haben versucht, uns an dem Waisenproblem scheu vorbeizudrücken, aber das hilft uns nichts, — das hilft ihrer Kindernot und unserer Gewissensnot nicht ab. Das Problem des jüdischen Waisenkindes kann nicht verschwiegen und nicht vergessen werden. Es ist da und mahnt brennend, dringend. Jahre sind über die großen Katastrophen hinweggegangen, die tausende Kinder zu Waisen gemacht haben. Sie sind seither herangewachsen; aus den Säuglingen sind Schulkinder geworden, aus den Schulkindern Halbwüchsige. Aber sie sind alle noch nicht dem Alter entwachsen, in welchem sie Fürsorge und Leitung brauchen. Sie sind da, irgendwo untergebracht, irgendwo ein mühseliges Dasein fristend, irgend jemandem zur Last, einem Verwandten oder einer Gemeinde. Immer ein Lebensprovisorium führend. Gerade das, was in der Kinderfürsorge so unbedingt vermieden werden muß, das Vage, Unsichere, Provisorische ist das Leitmotiv unserer mangelhaften, oder sagen wir, unserer mangelnden Waisenfürsorge geworden.

Die Fürsorge für das Waisenkind kann nur in einem großen einheitlichen Rahmen und auf einer absolut festen Basis geleistet werden.

Die Kindersiedlungen in Palästina können der Mittelpunkt einer solchen festgefügten, klugen Waisenfürsorge werden, welche uns über alle heute fühlbaren Mängel hinaushebt.

Eine Kindersiedlung umfaßt Fürsorgeeinrichtungen, welche vom Säugling bis zum erwachsenen jungen Menschenkinde reichen. Krippe, Kindergarten, Schul- und Krankenhäuser; eine Handwerkschule, Handfertigkeitskurse für Mädchen sind eingerichtet und vom ersten Tage an werden die Kinder in die haus- und landwirtschaftlichen Berufe hinübergeleitet, welche ihnen überall in der Welt ein Auskommen schaffen, welche aber vor allem Palästina zugute kommen sollen. Wenn die Kindersiedlung also den Vorteil der gesunden Lebensfüh-

rung, der fast unmerklichen Überleitung in lebenerhaltende Berufe hat, wenn sie für uns Juden überdies den unerhörten ideellen Vorteil besitzt, daß sie junge Juden auf geheiligtem jüdischen Boden heranzieht, ihn mit diesem verwachsen läßt, so arbeitet die Kindersiedlung auch dem gewaltigen Fehler der heutigen Waisenfürsorge, der allzufrühzeitigen Entlassung des Kindes, entgegen. Die Siedlung gibt dem heranwachsenden Kinde sofort Gelegenheit zu nutzbringender Betätigung in dem kleinen Gemeinwesen selbst. Jedes heranwachsende Mitglied der Siedlung kann ihm eine wertvolle bezahlte Arbeits- und Lehrkraft werden und so einen Beruf in der Gemeinschaft selbst finden, bis es reif wird für das Leben in der großen Welt, außerhalb der schützenden Siedlungsmauern.

Wir würden unsere Kindersiedlungen heute mit den etwa zehn- bis zwölfjährigen Kindern beginnen, welche vielleicht am leichtesten zu verpflanzen sind. Das schwierigere Problem der Aufnahme junger und jüngster Kinder würde sich allmählich anschließen und allmählich würde auch die Forterziehung, die Berufsausbildung der Heranwachsenden sich entwickeln.

Auch das vielleicht schwerste Teilproblem der großen Frage, das finanzielle, wäre zu lösen. Keinesfalls dürfen Kinder — darf ganz besonders Waisenfürsorge — dem guten Willen Privater überlassen bleiben. Wir haben gesehen, wie die private Fürsorge versagen kann, wie Stiftungsgelder entwerten und zu Bergen bedruckten Papiers zusammensinken. Nur festgefügte Gemeinwesen sind heute imstande, die verantwortungsvolle Last eines Kinderlebens auf sich zu nehmen. Es gibt in Europa weit über tausend jüdische Gemeinden. Wenn jede dieser Gemeinden die ständige Patenschaft über ein oder mehrere Kinder (je nach Größe und Vermögen) übernehme, wäre damit eine Basis geschaffen, welche ausreichen würde, um die Kindersiedlungen sicherzustellen. Im Budget der Gemeinden, welches ja trotz aller Schwankungen aufrecht erhalten werden muß, würde diese Post keine Belastung darstellen. Übrigens würde ein Ausgleich über ganz Europa erfolgen und es könnten, bei Auflösung und vollständiger Verarmung einer Gemeinde, die anderen für diese eintreten und deren Waisenverpflichtung übernehmen.

Es gibt für das Problem der jüdischen Waisenfürsorge keine Lösung, welche dem Ideale so nahe kommt, keine, welche die Erziehung jüdischer junger Menschen auf eine so gesunde, materielle und auf eine so hohe ideelle Basis stellt, wie die palästinensischen Kindersiedlungen.

Wenn jemals eine Pflicht unabweisbares Gebot gewesen, so ist es diese, die wir den jüdischen Waisen gegenüber haben und in dem Momente erfüllen müssen, wo wir eine Möglichkeit dazu sehen. Hilfe, die wir den Waisen geben, ist nur Gerechtigkeit. Nicht mit der mitleidenden Liebe allein ist uns gedient, sondern nur mit werktätiger Hilfe. Nicht klagen und warten: handeln und helfen ist das Gebot dieser Stunde.

Zentralisierung der Hilfe für die Ostjuden.

Die zentralen jüdischen Organisationen „Ort", „Ose", „Emigdirekt" und ihr gemeinschaftliches Hilfskomitee.

Der Verband der Gesellschaften zur Förderung von Handwerk und Landwirtschaft unter den Juden „Ort", der Verband der Gesellschaften für Gesundheitsschutz der Juden „Ose" und der jüdische Emigrations-Verband „Emigdirekt" vereinigten sich zu einer gemeinsamen Hilfsaktion, die das Ziel verfolgt, in dieser Zeit schwerer jüdischer Not, in der große Teile des erschöpften osteuropäischen Judentums verzweifelte Anstrengungen machen, um das Gespenst einer neu heranziehenden Katastrophe von sich abzuwehren, ihre der Rettungsaktion gewidmeten Kräfte zu steigern und an dem Wiederaufbau des jüdischen sozialen Lebens mit verstärkter Energie zu arbeiten.

Es handelt sich nicht um eine vorübergehende Rettungsaktion, sondern um eine *kontinuierliche Aufbauarbeit* am sozialen und physischen jüdischen Volkskörper. Das Ziel der genannten drei Organisationen ist darauf gerichtet, die jüdischen Massen in den osteuropäischen Ländern zur Selbsttätigkeit anzuregen und sie möglichst so weit zu bringen, daß sie mit der Zeit die soziale Fürsorge-Tätigkeit aus eigenen Kräften fortführen.

Nach dieser Richtung hin haben die Organisationen „Ort", „Ose" und „Emigdirekt" seit Jahren eine segensreiche Tätigkeit entfaltet.

Der „Ort"-Verband stützte während der letzten Jahre mit Kredit für Häuserbau, Inventar und Saatgut 11.000 Landwirtschaft treibende Familien, gründete 14 Depots zur leihweisen Versorgung der Landwirte mit Maschinen und anderen Arbeitsgeräten, schuf Musterfelder und -Gärten, unterhält Schulen für ungefähr 10.000 jüdische Kinder und führte die Anlage von 800 neuen Wein- und Obstgärten für Juden durch. „Ort" half mehr als 4000 Handwerkern und Industriearbeitern mit Maschinen, Werkzeugen und Rohstoffen aus, gründete und unterstützte ca. 40 verschiedene Produktionsgenossenschaften und errichtete 63 berufstechnische Lehranstalten mit 120 Lehrwerkstätten, in denen 5500 Schüler unterrichtet werden. „Ort" unterhält ferner ein Technikum, eine Lehrfabrik für mechanische Weberei und eine Musterwerkstätte für Möbelarbeiten.

Der „Ort"-Verband vereinigt 70 „Ort"-Organisationen in 14 Ländern; die Gesamtsumme der Ausgaben für das letzte Jahr betrug Dollar 220.000.

Der Verband für jüdischen Gesundheitsschutz „Ose" begründete in den Jahren 1923—1925 208 sanitär-medizinische Anstalten in Rußland und den anderen osteuropäischen Ländern. Durch diese Anstalten gingen mehr als eine halbe Million Patienten mit insgesamt 1,364.000 Besuchen. In den Säuglingsfürsorgeanstalten — Beratungsstellen mit Milchküchen — wurden 9000 Säuglinge behandelt. Die schulmedizinischen Stationen haben etwa 30.000 Kinder unter ihrer Aufsicht. 3400 Kinder wurden in den Kolonien, Sanatorien und Krippen unterhalten. Zwecks hygienischer Aufklärung der jüdischen Bevölkerung wurden populärmedizinische Broschüren und Flugblätter in 200.000 Exemplaren verbreitet. Außerdem wurden ein hygienisches Wandermuseum und eine

Gesundheitsausstellung geschaffen. Die „Ose“-Arbeit ist durch das Joint Distribution Committee und andere Organisationen kräftig gestützt worden.

Der „Ose“-Verband vereinigt 12 Landesorganisationen mit 51 Abteilungen.

Der jüdische Emigrationsverband „Emigdirekt“ stützt und belehrt die Emigranten, verhilft ihnen zur Erlangung von Pässen, Einreisegenehmigungen und anderen notwendigen Dokumenten, bemüht sich um die Verbilligung von Schiffskarten usw., schafft Verbindungen zwischen den Emigranten und ihren Verwandten in den anderen Ländern und erforscht die neuen Emigrationsländer, verschafft dortselbst Arbeitsmöglichkeiten für die Einwanderer. Zum Arbeitsprogramm des „Emigdirekt“ gehören auch Interventionen und Rechtsschutz für die Emigranten im weitesten Sinne des Wortes. „Emigdirekt“ hat mit den Regierungen von Lettland, Litauen und Sowjetrußland Abmachungen wegen Emigration und Transemigration getroffen und hat einen ständigen Vertreter beim internationalen Arbeitsamte des Völkerbundes, der die Emigrations- und Flüchtlingsfragen zu vertreten bevollmächtigt ist. Im Verlaufe des einen Jahres 1925 haben sich im Zentralbureau des „Emigdirekt“ und den Landesorganisationen desselben etwa 40.000 Emigranten registriert, ca. 35.000 Informationen wurden erteilt, mehr als 7000 Verwandte wurden aufgesucht und 1250 billige Schiffskarten für die Emigranten beschafft, Hilfe in Paß- und Einreiseangelegenheiten sowie juridische Hilfe wurde in 14.000 Fällen geleistet.

„Emigdirekt“ hat 25 lokale Komitees in acht Ländern und arbeitet im engsten Kontakt mit der Organisation „Hias“ in Amerika.

Alle diese Errungenschaften würden dem Untergange geweiht sein und ein lebenswichtiger Teil der jüdischen sozialen Fürsorge im europäischen Osten würde zugrunde gehen, wenn sich nicht die Judenheit in den westeuropäischen und den Überseeländern schnell aufrafft, um das gemeinschaftliche Hilfskomitee „Ort-Ose-Emigdirekt“ in den Stand zu setzen, das Hilfs- und Aufbauwerk fortzuführen und, dem Bedürfnis der Stunde gemäß, zu verstärken.

Das Gemeinschaftliche Hilfskomitee, dessen Sitz in Berlin ist, hat beschlossen, in den meisten europäischen Ländern sowie in den überseeischen Ländern, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, wo das Joint Distribution Committee seine Kampagne durchführt, und in Deutschland, wo die Aktion zugunsten des „Ort“-Aufbaufonds fortdauert, eine Sammelaktion durchzuführen, die die Mittel schaffen soll, das soziale Aufbauwerk fortzuführen. Die Aktion ist bereits in mehreren Ländern im Gange und hat ermutigende Resultate gebracht.

Der Bericht des Verbandes „Ort“ über die Arbeit 1923/1925.

Der Verband der Gesellschaften „Ort“ übergibt jetzt der Öffentlichkeit in einer stattlichen und gut ausgestatteten Broschüre den Tätigkeitsbericht für die Zeit vom 1. Jänner 1923 bis 1. Jänner 1926, der der allgemeinen „Ort“-Konferenz vorgelegen hat.

Während des Zeitraumes, der die Berichtsperiode umspannt, erfolgte eine in merkbaren Schritten sich vollziehende Wendung des gesamten osteuropäischen Wirtschaftslebens von chaotischer Aufgewühlt-

heit zur planmäßigen, organischen Arbeit. Im Laufe der Berichtsperiode wurden 28 praktische Ausbildungskurse für Erwachsene und eine Musterwerkstätte für Möbeltischlerei neu gegründet. Die Zahl der Meister und Gesellen, die die „Ort"-Anstalten für Erwachsene besuchten, erfuhr in der Berichtszeit eine Vermehrung um das Siebenfache. Die Gesamtzahl der Schüler der „Ort"-Anstalten beträgt 5670. Auf landwirtschaftlichem Gebiete konnte der „Ort"-Verband in der Berichtszeit 3500 jüdischen Familien mit Krediten und Fachberatung beistehen (zusammen mit früheren seit 1920 insgesamt 13.500 Familien). Der Verband gewährte die erste organisatorische und materielle Hilfe den Pionieren der jüdischen Wanderungs-(Berufsumschichtungs-)Bewegung in Rußland, die sich zwischen Balta und Odessa in neugegründeten 13 landwirtschaftlichen Siedlungen niederließen. Nahezu 1800 Handwerkern und Arbeitern (5000 seit 1920) wurden Maschinen und Werkzeuge kreditweise geliefert.

Die Gesamthöhe der in der Berichtszeit zur Verwendung gelangten Mittel betrug für die vorausgegangene Berichtsperiode 1920 bis 1923 396.365 Dollar. Für den Zeitraum 1923 bis 1925 ist nahezu eine Verdoppelung dieser Summe festzustellen; diese erreichte 780.000 Dollar. Die vom „Ort"-Verbande selbst in der Berichtszeit aufgebrachte Summe belief sich auf 420.274 Dollar. Es ist dies das Fünffache der gleichen Leistung in der vorausgegangenen Periode.

Neue „Ort"-Organisationen entstanden in der Berichtszeit in Westeuropa, wo die Werbekraft der Idee des „Ort" und die sozialen Grundsätze seiner Organisation dem Verbande neue einflußreiche Kreise, namentlich der französischen und deutschen Juden, gewonnen haben.

Die Arbeit des Verbandes „Ort" in Polen.

Dieser Tage fand in Warschau eine Sitzung des Zentralkomitees des Verbandes „Ort" in Polen statt. Dem Berichte der Exekutive war zu entnehmen, daß im vorigen Jahre der Andrang zu den Fachschulen ein enormer war. 569 Absolventen (286 männliche und 283 weibliche) konnten die Schule verlassen. Diese Zahl bedeutet einen Rekord. — Für Förderung der Landwirtschaft unter den Juden Polens wurden 35.000 Złoty in Form von 205 Darlehen zwecks Beschaffung von Saatgut und Inventar ausgegeben. In acht jüdischen Kolonien Polens wurden landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften gegründet, wodurch die Ertragfähigkeit der Betriebe stark erhöht wurde.

Technische Kurse des Pariser „Ort"-Komitees.

Das Pariser Komitee des Verbandes „Ort" eröffnete Fachkurse für Emigranten, die für kurze Dauer berechnet sind: Ein Kursus für Maroquinerie (Dauer sechs Monate), Metallbearbeitung (Dauer einen Monat), Maschinerie (einen Monat), ferner elektrotechnische Kurse, die auf eine Dauer von sechs Monaten berechnet sind. Die Kurse stehen unter der Leitung erprobter Fachleute und haben den Zweck, die unbemittelten Emigranten ein Fach erlernen zu lassen, in welchem sie sich ihr Brot verdienen können.

Physischer Rückgang unter der Judenschaft Ost-Europas im Zusammenhange mit der Wirtschaftskrisis.

Im Hinblick auf die in den Ländern Osteuropas gegenwärtig herrschende Wirtschaftskrisis und die damit verbundene starke Herabminderung der Lebenshaltung der jüdischen Bevölkerung in den Städten, hat der Verband für Gesundheitsschutz der Juden, „O s e“, sein Augenmerk darauf gerichtet, zu erkunden, wie weit die schlechte Lebenshaltung auf die physische Lage der Bevölkerung gewirkt hat. Vor allem wurde das Gebiet der Schulmedizin nach dieser Richtung beobachtet. Es wurde das Überhandnehmen einiger bei körperlichen Entbehrungen charakteristischer Krankheiten festgestellt. In den Ländern Lettland, Litauen und Bessarabien wurden etwa 20.000 Kinder untersucht, wobei festgestellt wurde, daß ungefähr 50% aller Kinder blutarm und anämisch sind. 35% der Kinder ,waren tuberkuloseverdächtig oder skrofulös, 25% leiden an Spätrachitis. Die Zahl aller dieser Erkrankungen ist im Vergleich zu 1924 gewachsen und nähert sich den Zahlen, die „Ose“ bei den Untersuchungen in den ersten Jahren nach dem Kriege festgestellt hat. Ähnlich, wenn nicht schlechter, waren die Ziffern, die man in Polen erhalten hat.

Bezeichnend für die Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse ist der Umstand, daß der Besuch der „Ose“-Heilanstalten im letzten Jahre um 30—40% gestiegen ist. Das zeigt nicht allein eine Steigerung der Krankheiten an, sondern auch ein Herabsinken des Lebensniveaus der Bevölkerung, indem viele Personen, die sich früher eine Privatbehandlung durch Ärzte leisten konnten, jetzt die „Ose“-Kliniken aufsuchen müssen.

Die „Ose“-Arbeit in Bessarabien.

Im vergangenen Sommer hat der Verband für Gesundheitsschutz der Juden „Ose“ in Bessarabien eine verstärkte Tätigkeit entwickelt. Es wurden 3 Milchanstalten mit Konsultationen für Säuglinge unterhalten. 900 Säuglinge werden ständig beaufsichtigt, 400 Kinder werden mit bekömmlicher Ernährung versorgt. In 5 Orten bestehen schulmedizinische Stationen, in denen 6000 Kinder beaufsichtigt werden. Eine Röntgen-Station für Haut- und Favuskranke wurde errichtet; mehr als 500 dieser Kranken konnten als geheilt entlassen werden. In diesem Sommer wurde eine Landkolonie für 200 Kinder, sowie 3 Tageskolonien und Spielplätze für 500 Kinder erhalten. In diesem Lande unterhält „Ose“ ferner 8 Ambulatorien, davon 3 in den jüdischen landwirtschaftlichen Kolonien. Demnächst werden neue schulmedizinische Stationen und Milchanstalten eröffnet.

Die „Ose“-Arbeit in Rußland.

In Rußland unterhält „Ose“ mit Unterstützung des Joint Distribution Committee 15 Gesundheitsanstalten, wie Ambulatorien, Kinderkliniken usw., davon 6 in den jüdischen landwirtschaftlichen Kolonien. Die Konsultationsstunden der „Ose“-Ärzte werden von vielen Tausenden von Kranken besucht.

Interessante Ziffern über die jüdische Wanderung.

Die soeben erschienene Nummer 13 der „Jüdischen Emigration" (Zeitschrift des „Emigdirekt" Berlin), die ein reichliches Material über die jüdische Emigrations-Arbeit enthält, bringt auch das Ergebnis einer eingehenden Untersuchung des Herrn Jakob Lestschinsky über die jüdischen Wanderungen in den letzten Jahrzehnten.

Es ergibt sich, daß in den Jahren 1908—1925 der zehnte Teil der ganzen europäischen Judenheit nach den Vereinigten Staaten endgültig ausgewandert ist.

Die jüdische Einwanderung nach Argentinien in den Jahren 1904 bis 1925 betrug 2.8% der Gesamteinwanderung nach diesem Lande, die jüdische Einwanderung nach Kanada in den Jahren 1900—1925 betrug 2.5% der Gesamteinwanderung.

Im Jahre 1925 wanderten nach den Vereinigten Staaten bloß 10.292 Juden aus, nach Kanada 4500, nach Argentinien 6920, nach Palästina 33.801. Insgesamt erreichte die jüdische Auswanderung in diesen Jahren die Ziffer von ca. 60.000, was bei einem Auswanderungsbedürfnis von 300.000 bis 350.000 jährlich als eine Misère anzusehen ist.

Man muß damit rechnen, daß in diesem Jahre die jüdische Auswanderung auch diese Zahlen nicht erreichen wird, trotzdem das Auswanderungsbedürfnis infolge der unaufhörlichen wirtschaftlichen Krisen in Osteuropa noch viel dringender als in den vorigen Jahren geworden ist.

Das jüdische Herz.

Von Dr. J. Ziegler.

Wenn es auch keiner Nation zu irgend einer Epoche an Männern gemangelt hat, die offen und unumwunden die Fehler und Gebrechen ihres Volkes in Schrift und Wort gegeißelt haben, so ist doch das Bestreben, die eigene Nation, ihren Charakter, ihre Art zu leben und sich zu geben in das beste Licht zu stellen, allgemein vorherrschend. Der Deutsche erzählt gerne von seiner Treue und Wahrheitsliebe, von seinem Fleiß und seiner Zähigkeit, der Engländer ist stolz auf seine Gentlemen, der Franzose auf seine Courtoisie und seine Zivilisation, und der Jude? Der nörgelt zwar mehr an sich, als irgend ein anderes Volk, aber das „jüdische Herz" ist jedem Juden ein noli me tangere, daran läßt er nicht rütteln, darauf sind alle stolz: Nationalisten, Assimilanten, Orthodoxe, Liberale. Und mit Recht. Nehmen wir die Tatsachen wie sie sind. Sehr selten klopft der Arme an der Türe des Juden ohne erhört zu werden, mag er welcher Konfession immer sein; jeder Jude gehört ungezählten humanitären Vereinen an, jüdischen wie christlichen; Armen helfen ist er immer bereit; humanitäre Institutionen ins Leben rufen, erhalten, ist ihm Herzenssache.

Natürlich gibt es auch Juden, die all das nicht tun, wie es Nichtjuden gibt, die all das reichlicher tun. Im Durchschnitt aber und prozentuell genommen, leistet der Jude in der Wohltätigkeit ungleich

mehr als der Nichtjude. Und wenn man auch zugeben wollte — obwohl es nicht stimmt —, daß der Jude eben das Geld habe und man ohne Geld nichts tun könne, so kommt es bekanntlich im Wohltun nicht auf das „Haben“, sondern auf das „Geben“ an. Daß man, wenn vom „Herzen“ gesprochen wird, im allgemeinen nur diese eine Seite des Herzens im Auge hat, weniger an andere Qualitäten denkt, wie Wohlwollen, Milde, Leutseligkeit, liegt vielleicht daran, daß schließlich alles „am Golde hängt, zum Golde drängt“. Es ist nun einmal nicht zu leugnen: opfern heißt vor allem von seinem Golde sich trennen können, es für andere Menschen und andere Zwecke hinlegen, also das „Ich“ verlassen und auf das „Du“ sich einstellen: das grundlegende Prinzip aller Nächstenliebe. Wir Juden haben sonach gutes Recht, stolz auf das „jüdische Herz“ zu sein.

Interessant ist nun die Frage, ob dies „jüdische Herz“ eine ursprüngliche Eigenschaft des jüdischen Volkes ist oder etwas ihm Anerzogenes. Es ist das keineswegs eine akademische Frage. Was anerzogen ist, kann leicht aberzogen werden. Gewohnheiten kann man sich abgewöhnen. Was mir aber im Blute liegt, ist schwer oder gar nicht auszurotten, wenn auch selbst organische Eigenschaften vernachlässigt absterben können. Um nun die Frage objektiv beantworten zu können, ob das sogenannte „jüdische Herz“ eine ins Blut übergegangene Eigenschaft oder ein Kunsterzeugnis sei, müssen wir untersuchen, welche Rolle dies „jüdische Herz“ seit ältesten Zeiten in der Gesetzgebung, in der Gottesidee, in den Gebeten, in den Sagen und Legenden, in den Mahnreden und Sprichwörtern unseres Volkes spielt. In solchen Dokumenten spricht jedes Volk intuitiv, hier lebt es nur für sich, hier stellt es sich nicht in Positur, hält nicht Reden zum Fenster hinaus, sondern schafft und wirkt aus seinem innersten Wesen heraus in sich und für sich allein. Wenn daher die Nächstenliebe in der Form des Wohltuns von dominierender Bedeutung ist in den erwähnten Lebenskundgebungen unseres Volkes, dann dürfen wir mit Fug und Recht sagen, das „jüdische Herz“ sei gewissermaßen eine Bluteigenschaft und kein Kunsterzeugnis.

Da aber Nächstenliebe als Wohltun bekanntermaßen das Resultat zweier Seeleneigenschaften des Menschen ist: des Gerechtigkeitsgefühls und des Mitleids, hebräisch: צדקה und רחמים, so muß geprüft werden, welche Wertung diesen beiden im jüdischen Volksleben von allem Anfang an zukam. Ohne geringste Übertreibung: sowohl „Zedaka“ wie „Rachamim“ sind von grundlegendster Bedeutung für das jüdische Volk von den ältesten Dokumenten angefangen bis auf unsere Tage. Ich erinnere nur an die heute schon allgemein bekannte Tatsache, daß das jüdische Volk im Laufe der Jahrhunderte für „Wohltätigkeit“ und „Gerechtigkeit“ das gemeinsame Wort: „Zedaka“ gewählt hat. Ich erinnere nur an die 13 Gotteseigenschaften im II. B. Moses, Kap. 34, Vers 6 f; ich erinnere an unsere Bußgebete: „Gott lenke die ganze Welt immer mit seiner Eigenschaft des Mitleids“; ich erinnere an das Wort: חסד Liebe bei den Propheten und namentlich in den Psalmen; ich erinnere an Abraham und Jakob, der erstere das Prototyp der Gerechtigkeit, der zweite des verlangenden und gebenden Mitleids; ich erinnere an die Armengesetzgebung der Bibel, an das Jobeljahr, an die

Gesetze über den Sklaven, über den Ger (den Fremden), der sich unter den Schutz der Landesgesetze stellt. Im Rahmen dieser kurzen Skizze ist es unmöglich, diese Fragen eingehend zu behandeln, ich muß mich mit knappen Andeutungen begnügen, die aber doch dem Leser genügenden Beweis dafür geben, daß das „jüdische Herz“ Bluteigenschaft unseres Volkes, aber nicht Kunsterzeugnis ist.

Trotz alledem sollen wir nicht vergessen, wie ich es schon oben erwähnt habe, daß auch Bluteigenschaften gepflegt werden müssen, um dauernd zu gedeihen. Mag in einem Volke Gerechtigkeit und Mitleid noch so wesenhaft wurzeln, sie dürfen nicht sich selbst und dem Ungefähr überlassen bleiben. Unsere Weisen sagten, der Mensch soll sich nicht an einem Orte ansiedeln, wo kein Arzt lebt. Ähnlich müssen wir sagen: nur in einer Gemeinschaft, in der Wohltätigkeit fortlaufend geübt wird, kann diese Tugend Blüten und Früchte zeitigen. Und an den Gärtnern, den sorgsamen, darf es auch nicht fehlen. Und diese Gärtner waren unsere Weisen. Halachisten und Agadisten, Tannaim und Amoraim, von Hillel bis hinunter zu den ersten Zusammenstellern des Talmuds, sie alle haben ununterbrochen „Almosengeben“ und „werktätige Liebe“ gepredigt und gelehrt, bis sie schließlich im stolzen Epigramm verkünden konnten: „Die Kinder Israels sind züchtig, mitleidig und voll der werktätigen Liebe.“ Und dies Werk haben die Lehrer und Prediger des jüdischen Volkes von den Gaonen angefangen durch alle Jahrhunderte unermüdlich fortgesetzt. Decisoren und Bibelerklärer, Philosophen und Ethiker ermahnen unentwegt das Volk: Tuet Gutes, gebet Almosen, helfet den Armen, nehmet Euch der Kranken an, der Dürftigen, der Witwen und Waisen. Musarbücher und Testamente sind voll der edelsten Weisungen an jung und alt, in der Pflege der Wohltätigkeit die höchste Pflicht und das göttlichste Gebot zu verehren. Worte, wie wir sie im „Buche der Frommen“ finden, wurden zum wöchentlichen Sabbatbrote des jüdischen Volkes: „Du verwendest dein Geld besser, wenn du Armen Kleider kaufst, als wenn du Thorarollen schreiben läßt. Besser als Singvögel halten, ist es, das Geld, das sie kosten, Armen spenden. Edel ist nur jenes Almosen, das als verdienter Lohn gegeben wird in der Form, daß man dem Armen ein Geschäft oder eine Arbeit überträgt, selbst wenn man ihrer nicht bedarf.“

So vereinigten sich Blut und Erziehung, um das „jüdische Herz“ zu erzeugen und dem Sprößling ein langes Leben zu sichern.

Vom Geiste der jüdischen Wohltätigkeit.

Aus Talmud und Midrasch.

Es war der Spruch Simons des Gerechten: Durch drei Dinge hat die Welt Bestand, durch die Lehre, durch den Dienst und durch Liebeserweisung. (Sprüche der Väter 1 $_2$.)

Drei Vorzüge hat die Liebeserweisung vor dem bloßen Almosengeben: Dieses leistet man nur mit seinem Besitz, jene auch mit seinem Wesen; dieses nur den Dürftigen, jene auch den Reichen; dieses nur

den Lebenden, jene auch den Toten. Und das Almosen hat nur soviel Wert, als Liebe in ihm ist. (Sukka 49 b.)

Es war der Spruch des Rab Asi: Wohltun wiegt alle Gesetze auf. (Baba Bathra 9.)

Es ist ein Gesetz des Friedens und eine Pflicht, die Armen jeder Nation zugleich mit den Armen Israels zu unterstützen, ihren Kranken beizustehen, ihre Toten zu bestatten. (Gittin 61 a.)

Rabbi Josua lehrte: Mehr als der Reiche dem Armen, erweist der Arme dem Reichen. (Midrasch rabba zu Leviticus, 34.)

Was du dem Armen gibst, gibst du ihm von dem Seinigen. (a. a. O.)

Wer eine einzige Person erhält, hat gleichsam eine ganze Welt erhalten. (Sauhedron 4, 5.)

Der Exilarch Mar Ukba pflegte einem Armen täglich vier Sus unbemerkt ins Haus zu schieben. Der Arme, der den unbekannten Wohltäter kennen lernen wollte, lauerte eines Tages hinter der Tür. Als er den Klang der hereinfallenden Münze vernahm, lief er dem davoneilenden Spender nach. Dieser flüchtete aber in ein Backhaus, wo er geduldig die Glut des Ofens ertrug, um nicht den Dank des Beschenkten empfangen zu müssen. (Kethuboth 67 b.)

Immer erweise der Mensch Liebe auch dem, der ihm Böses getan hat; er räche sich nicht und trage nicht nach, denn die Art der Israeliten ist, Mitleid zu fühlen. (Beth-hamidrasch III, 113 ed. Jellinek.)

Die höchste Stufe der Mildtätigkeit nach Maimonides.

Maimonides zählt in seinem Werk Mischneh Thora, das für das jüdische Leben Gesetzeskraft erlangt hat, im Kapitel über Armenspenden (10, 8) acht Stufen der Wohltätigkeit auf. Die höchste Stufe erreicht, wer dem Armen hilft, sich selber aufzurichten und durch ein Darlehen oder eine Arbeitsgelegenheit ihn so unterstützt, daß er keiner Menschenhilfe bedarf. — Die Mischneh Thora, in der zum erstenmal diese moderne Methode der Fürsorge ausgesprochen wird, ist im Jahre 1165 vollendet worden!

Meister der Nächstenliebe.

Die folgenden chassidischen Geschichten sind den beiden Büchern Martin Bubers, „Der große Maggid und seine Nachfolge“ und „Das verborgene Licht“ (Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) entnommen. Dort findet sich auch die genaue Quellenangabe für jedes der Meisterstücke Buberscher Erzählungskunst.

Die Wohltat.

Als Rabbi Bunam noch ein Holzhändler war und alljährlich auf den Holzmarkt nach Danzig fuhr, hörte er auf der Reise in einer kleinen Stadt, wo er den Sabbat verbringen wollte, von einem frommen und

gelehrten Manne, der in großem Elend lebte. Da lud er sich bei dem Manne als Sabbatgast ein, ließ ihm Geräte und Speisenvorrat in das leere Haus tragen und wußte ihm auch noch würdige Kleider aufzunötigen. Nach dem Sabbat überreichte Rabbi Bunam seinem Gastgeber einen ansehnlichen Geldbetrag als Abschiedsgeschenk. Jener weigerte sich, das Geld anzunehmen; er habe schon übergenug empfangen. „Das andre," sagte der Zaddik, „habe ich nicht Euch, sondern mir gegeben, um die Wunde des Mitleidens, die mir Euer Elend schlug, zu heilen; nun erst kann ich das Gebot des Wohltuns erfüllen. Darum steht geschrieben: ‚Geben sollst du und es verdrieße dein Herz nicht', — wer den Anblick der Armut nicht ertragen kann, muß sie so lange lindern, bis der Verdruß seines Herzens überwunden ist, dann erst vermag er in Wahrheit seinem Mitmenschen zu geben."

Wohltun.

Rabbi Mosche von Kobryn war der Sohn von Dorfleuten, die mit schwerer Arbeit ihr Leben fristeten. Als er ein Knabe war, kam eine Hungersnot über Litauen, die Armen schwärmten mit Weib und Kind aus den Städten übers flache Land, um sich Nahrung zu suchen. Auch durch das Dorf, in dem Mosches Eltern wohnten, zogen täglich Scharen Bedürftiger. Seine Mutter mahlte Korn auf einer Handmühle und buk an jedem Morgen Brot, um es unter sie auszuteilen. An einem Tage kam eine größere Schar als sonst, das Brot reichte nicht für alle, aber der Ofen war geheizt, Teig lag in den Schüsseln, eilig nahm sie davon, knetete die Laibe zurecht und schob sie in den Ofen. Die Hungrigen jedoch brummten, weil sie warten mußten, und etliche Freche unter ihnen verstiegen sich zu Scheltworten und Flüchen. Darüber brach die Frau in Tränen aus. „Weine nicht, Mutter," sagte der Knabe, „tu nur deine Arbeit und laß sie fluchen, und erfülle Gottes Gebot. Vielleicht, wenn sie dich lobten und segneten, wäre es weniger erfüllt."

Der Truthahn.

Rabbi Chajim von Zans hatte eine Schar von Armen seiner Stadt ausgewählt, unter die er allmonatlich Geld verteilte, nicht kleine Almosen, sondern jedem soviel, als er zum Unterhalt für sich und die Seinen bedurfte.

Einmal hatte am Markttage ein Geflügelhändler einen ungewöhnlich schönen Truthahn nach Zans gebracht. Er trug ihn sogleich in des Rabbis Haus und bot ihn dessen Frau für den Sabbattisch; der aber war der Preis zu hoch und so mußte der Mann den kostbaren Vogel wieder mitnehmen. Nach einiger Zeit erfuhr die Frau, daß den Hahn einer der Gabenempfänger ihres Mannes erstanden hatte. „Sieh dir deine Armen an!" klagte sie ihm. „Ich habe das Tier nicht kaufen können, weil es mir zu teuer war, er aber hat es gekauft!" „Also braucht dieser Mann," sagte der Zaddik, „auch einen guten Truthahn für den Sabbat. Bisher habe ich es nicht gewußt. Von jetzt an aber, da ich es weiß, muß ich sein Monatsgeld erhöhen."

Das Gebot der Liebe.

Ein Schüler fragte den Rabbi Schmelke: „Es ist uns geboten: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Wie kann ich das erfüllen, wenn mein Nächster mir Böses tut?"

Der Rabbi antwortete: „Du mußt das Wort recht verstehen: Liebe deinen Nächsten als etwas, was du selbst bist. Denn alle Seelen sind eine, jede ist ja ein Funken aus der Urseele, und sie ist ganz in ihnen allen, wie deine Seele in allen Gliedern deines Leibes. Es mag sich einmal ereignen, daß deine Hand sich versieht und dich selber schlägt, wirst du da einen Stecken nehmen und deine Hand züchtigen, weil sie keine Einsicht hatte, und deinen Schmerz noch mehren? So ist es, wenn dein Nächster, der eine Seele mit dir ist, dir aus mangelnder Einsicht Böses erweist; vergiltst du ihm, tust du dir selber weh."

Der Schüler fragte weiter: „Wenn ich aber einen Menschen sehe, der vor Gott böse ist, wie kann ich den lieben?"

„Weißt du nicht," sagte Rabbi Schmelke, „daß die Urseele aus Gottes Wesen kam und jede Menschenseele ein Teil Gottes ist? Und wirst du dich seiner nicht erbarmen, wenn du siehst, wie einer seiner heiligen Funken sich verfangen hat und am Ersticken ist?"

Die Boten.

Einer beklagte sich bei Rabbi Schmelke, daß er keinen zureichenden Erwerb habe, sondern immer wieder den Beistand hilfreicher Menschen anrufen müsse, und wiederholte seufzend den Spruch des Tischgebets: „Laß uns nicht der Gabe von Fleisch und Blut bedürfen."

Rabbi Schmelke sagte: „Es ist nicht Gabe zu lesen, sondern Gaben, denn Gott ist einer, aber seiner Boten sind viele. Und das meint der Spruch: Laß uns nicht der Gaben bedürfen, die wir nicht anders anzusehen vermögen denn als Gaben der Irdischen, sondern laß uns in der Stunde, da wir nehmen, erkennen, daß die Gebenden deine Boten sind."

Die Gastbrote.

In einer Zeit der Teuerung sah Rabbi Mendel, daß die vielen Bedürftigen, die in seinem Hause zu Gaste waren, kleinere Brote als sonst bekamen. Er ordnete an, man soll sie größer machen, als sie vorher waren; denn die Brote hätten mit dem Hunger und nicht mit dem Preise zu wachsen.

Menschenliebe.

Der Sassower saß am Bett aller kranken Knaben der Stadt, pflegte und wartete sie. Einmal sagte er: „Wer einem pestkranken Kinde nicht den Eiter aus seiner Beule saugen mag, ist noch nicht zur halben Höhe der Menschenliebe gelangt."

Vom Storch.

Der Jehudi wurde gefragt: „Der Talmud erklärt, der Vogel Storch heiße deshalb im Hebräischen Chassida, die Fromme oder Liebreiche, weil er den Seinen Liebe erweise. Warum wird er dann aber unter die unreinen Vögel gerechnet?" Er gab zur Antwort: „Weil er nur den Seinen Liebe erweist."

Bemerkungen.

Der römische Kaiser Julian stellt die Juden, „bei denen keine Bettler gefunden werden“, dem heidnischen Oberpriester als nachahmenswertes Vorbild hin. (Sozom. V, 16)

Der römische Geschichtschreiber Cornelius Tacitus, der in seinen Historien einige gehässige und spöttische Kapitel den Juden widmet, weiß nur zwei gute Eigenschaften von ihnen zu berichten: „hartnäckige Treue und bereitwillige Barmherzigkeit“ (Histor. 5 5).

Im Jahre 1473 gab es in der jüdischen Gemeinde in Frankfurt a. M. nur zwölf steuerzahlende Mitglieder, im Armenhause der Gemeinde aber wurden dreiundzwanzig Arme erhalten. (J. Bergmann, Mildtätigkeit, in: Soziale Ethik im Judentum. S. 65.)

Auf Kosten des jüdischen Vereines für Liebeswerke wurde im 14. Jahrhundert in Rom ein Armenarzt angestellt, der weder bei den Kranken noch bei ihren Angehörigen etwas annehmen durfte. Im Jahre 1631 wurde in der Frankfurter Gemeinde ein in seiner Kunst bewährter Arzt auf 5 Jahre verpflichtet, Arme umsonst zu behandeln und in der Behandlung zwischen Arm und Reich keinen Unterschied zu machen. (a. a. O.)

Hermann Cohen, der berühmte Marburger Philosoph, schenkte einst, als junger Berliner Hauslehrer, auf einem Spaziergang mit seinem Schüler einem bettelnden Stromer einen Groschen. Auf die Frage des Jungen: „Herr Doktor, warum haben Sie dem Kerl etwas gegeben? er versauft's ja doch,“ antwortete Cohen: „Dummer Junge, naschst du nicht?“ Der „dumme Junge“ wurde später ein großer Philanthrop und bekannte, daß alles, was er als solcher leistete, dieser Antwort Cohens zu verdanken sei, die er „zeitlebens in den Ohren behalten“ habe. (Fr. Rosenzweig, Einleitung zu Cohens Schriften.)

Von der Großloge.

Brüderliche Fürsorge.

Die Oktobersitzung des geistigen Komitees der Großloge war der Frage der brüderlichen Fürsorge gewidmet. Im Jännerheft des Jahrgangs 1924 dieser Zeitschrift hatte Br. Expr. Bischitzky ausführlich über die Arbeiten und Ziele eines Komitees für brüderliche Fürsorge — wie es bei der w. Praga seit 1911 besteht — berichtet. Er hob den Unterschied zum Unterstützungskomitee (dem es auf Förderung der in materielle Not geratenen Brüder ankommt) scharf hervor und legte klar, daß sich brüderliche Fürsorge gerade dann bewähren müsse, wenn es gelte, einem von irgend einer Sorge bedrückten

Bruder seelische Hilfe zu bieten. Freilich werde es sich auch öfters ergeben, daß erst durch Sicherung der ökonomischen Stellung eines Bruders seine Lebensfreude zurückzugewinnen sei. Immer aber liege das Hauptgewicht auf dem seelischen brüderlichen Anteil. Da dies ja überhaupt das wichtigste Ziel des Logenlebens sei, so solle das Komitee für brüderliche Fürsorge nur als ein Arbeitsorgan der ganzen Loge betrachtet werden, das die Erreichung dieses Zieles erleichtern helfe. Das Komitee solle die Stelle sein, an die sich die Brüder mit ihren Sorgen selbst wenden könnten oder der Beobachtungen über seelische Bedrängnis einzelner Brüder mitgeteilt werden sollten. Im Anschluß an diese Erwägungen faßte Br. Expr. Bandler wesentliche Leitsätze zusammen, die für die Schaffung derartiger Komitees bei allen Logen gelten sollen und besprach die Form der möglichen Zusammenarbeit mehrerer Logen event. durch Vermittlung einer analogen Zentralstelle bei der Großloge in Angelegenheiten brüderlicher Fürsorge. Auch der Plan eines Altersheimes für Brüder und Schwestern könnte durch die Arbeiten solcher Komitees bedeutend gefördert werden. Unsere Monatsschrift möge eine Rubrik für Mitteilungen, Anfragen usw. des Komitees für brüderliche Fürsorge einrichten. In seinem Korreferate betonte Br. Bischitzky, daß der Plan gegenseitiger Förderung leicht mißdeutet werden könnte und daß es wichtig sei, von allem Anfang an die seelische Seite der ganzen Frage hervorzuheben. Br. Großpräsident Popper riet von einer strengen Reglementierung des Komitees ab, da die verschiedenen Logen unter verschiedenen Bedingungen arbeiten und jeder Formalismus das wirkliche Leben hemme. Wichtig sei es, daß wenn ein eigenes Komitee für brüderliche Fürsorge geschaffen werde, es möglichst stabil und klein sei. Eine Zentralstelle bei der Großloge verlangsame in diesem Falle den Verkehr der Logen untereinander und bringe die Gefahr mit sich, daß die einzelnen lokalen Komitees ihre Arbeit auf die Großloge überwälzen. Nur in einem Falle, in welchem ein direkter Verkehr von Loge zu Loge schwer sei, solle man sich an die Leitung der Großloge wenden.

Die sich anschließende Debatte führte zur Formulierung der wichtigsten Fragen, über welche, nach Durchberatung in einem eigens hiezu eingesetzten Komitee, Br. Bandler in der Großloge berichten wird.

UMSCHAU.

Die Gefahren der Wohltätigkeit.

In einem Artikel über die „Grundlagen jüdischer Wohlfahrtspflege" (Sonderheft der Wiener Menorah „Zur Hygiene der Juden", soeben auch als Buch gesondert von der Synagogengemeinde Düsseldorf anläßlich der hygienischen Ausstellung herausgegeben) kommt Ernst Simon darauf zu sprechen, „daß jede Wohltätigkeit drei ernste Gefahren mit sich bringt: sie kann den Armen an seinen Zustand gewöhnen, sie kann den Wohlhabenden über der Organisation die unmittelbare Liebestat vergessen lassen und sie kann die ganze menschliche Gesellschaft über den unbefriedigenden Zustand ihrer sozialen Schichtung und Güterverteilung hinwegtäuschen und so den Fortschritt hindern oder wenigstens aufhalten. Die jüdische Gesetzgebung und Auffassung sucht allen drei Gefahren zu begegnen.

1. Als der höchste Grad der Zedakah, — höher noch als die Gabe vor der Bitte, höher noch sogar als das heimliche Geschenk, bei dem der Geber den Bedachten nicht kennt und diese nicht jenen, — höher als dies alles gilt die produktive Fürsorge, die den Armen durch Arbeits- und Berufshilfe in den Stand setzt, künftig keine Gaben mehr zu brauchen. Aber auch der Arme selbst wird angesprochen und davor gewarnt, sich mit seinem Schicksal, bequem und vielleicht faul, einfach abzufinden. „Feiere deinen Sabbat eher in werktäglicher Einfachheit, als daß du den Menschen zur Last fällst."

2. Die zweite Gefahr, daß die Organisation die Einzeltat vernichte, ist vielleicht beim Juden besonders groß, da hier alles bis ins kleinste geregelt und für die Entscheidung des freien Augenblickes nicht mehr viel übrig gelassen scheint. In der Tat führen zum Beispiel die Lehrer des Talmuds als einen der inneren Gründe für die Zerstörung Jerusalems auch den an, daß die Juden verlernt hatten, über die starke Linie des Rechtes hinauszugehen und sich ängstlich, ohne Weite des Herzens, mit den Wohltaten begnügten, die vom Buchstaben vorgeschrieben waren. Doch zeigt schon diese Bewertung, wie sehr diese Unmittelbarkeit des brüderlichen Herzens trotz oder vielmehr: in aller notwendigen Organisation vom Judentum gefordert wird.

3. Die dritte Gefahr ist die ernsteste von allen. Nur zu oft wirkt die Wohltätigkeit als eine Art „Sicherheitsventil"; nur zu oft dient sie den herrschenden Klassen zur Betäubung ihres sozialen Gewissens, nur zu oft sind große Philanthropen sehr weit davon entfernt, in ihrem eigenen Geschäftsbetriebe die einfachsten Grundsätze ausgleichender Gerechtigkeit oder auch nur anständiger Entlohnung und Behandlung zu betätigen. Die jüdische Wohlfahrtspflege... mahnt ihre rechten Träger, also Geber wie Empfänger, immer an das Unvollkommene des augenblicklichen Zustandes.... Denn im Psalm, im Gebet der Hanna, bei Hiob, im täglichen Achtzehngebet und wo immer, wird stets die Ewigkeit Gottes, der Wandelbarkeit der irdischen Zustände gegenübergestellt. Dabei fallen ihm, wie schon der Talmud bemerkt, Attribute zu, die mit denen des wohltätigen Menschen identisch sind: er erhebt Fallende, stützt Wankende, kleidet die Nackten, speist die Hungernden oder, anders gefaßt: Gott selbst wird zum Wohltäter und damit zum Garanten der künftigen Sozialgerechtigkeit. Der Mensch, der mit

diesem Endziele Wohlfahrt übt, ist auf dem Wege, der für den Juden unter den religiösen der allein gangbare ist: auf dem Wege der Nachahmung Gottes."

In einem Vortrage, den der Großpräsident für Deutschland, Rabb. Dr. Leo Baeck, auf der Tagung der Zentralwohlfahrtsstelle in Düsseldorf gehalten hat und der unter dem Titel „Der geistige Gehalt der jüdischen Wohlfahrtspflege" im Augustheft des „Morgen" veröffentlicht wurde, wird gleichfalls die Gefahr der Wohltätigkeit berührt. Baeck spricht davon, daß der Geist der Wohltätigkeit das Schöpferische sei, nicht aber das Wohltun an sich, das sich sogar organisieren lasse. „Gewiß, das Wohltun ist ein Großes; es braucht hier nicht gesagt zu werden, wie es der besondere Stolz des Judentums stets gewesen ist. Und das Wohltun ist ja auch nicht bloß ein Leben vom Überflusse, es beginnt wahrhaft erst dort, wo der Mensch darin ein Opfer bringt, wo er sich etwas versagt, um einem anderen Gutes zu erweisen. Allein im Wohltun wohnt eine Gefahr: Man könnte sie nennen die Gefahr der Beschwichtigung der Gerechtigkeit durch das Wohltun ... Man hat den Sklaven in den Jahrhunderten, in denen Sklaverei bestand, auch Wohltaten gewährt ... Und man hat dann sehr oft geglaubt, es nicht mehr nötig zuhaben, das Recht zu verwirklichen, da man ja Wohltaten gewährt habe. Aber alles Wohltun erhält seinen Sinn und seine Würde erst durch Gerechtigkeit."

Vom Kongruagesetz und der Versorgung der Seelsorger.

(Noch ein Wort zur Einigung der jüdischen Religionsgenossen.)

Einen praktischen Anlaß zur Erprobung jüdischen Einheitsbewußtseins und einen Beweis für die Nützlichkeit, ja Notwendigkeit einer Einigung bildet die Durchführung des neuen sogenannten Kongruagesetzes vom 25. Juni 1926, Nr. 122 Slg. d. Ges. u. Vdg.

Vom Kongruagesetz wird jetzt soviel gesprochen, ohne daß der Begriff der „Kongrua" genügend bekannt wäre, daß es wohl nicht unangebracht sein wird, darüber einige Worte zu verlieren. Der Begriff stammt aus dem Kirchenrecht, wo die „portio congrua" etwa das standesgemäße Existenzminimum der Geistlichen bedeutete. Die Konfiskation der Klöster unter Josef II. gab die Möglichkeit, aus dem erzielten Vermögen von staatswegen den Geistlichen eine Aufbesserung zu gewähren, falls ihr Amtseinkommen zu standsgemäßem Auskommen nicht zulangte. Aus dieser historischen Entwicklung heraus ist es zu verstehen, daß der Begriff der Kongrua bis heute nicht einheitlich geklärt ist, sondern bald als Mindesteinkommen, bald als dessen Ergänzung von staatswegen aufgefaßt wird. Auch das neue Gesetz hat diese Divergenz aufrecht erhalten, indem es im § 1 die Kongrua in dessen 1. Absatz als Minimaleinkommen definiert (nejnižší příjem [kongrua]), im Abs. 5 desselben Paragraphen jedoch die K o n g r u a **ergänzung** darunter versteht: (doplněk nejnižšího příjmu [kongrua]). Diese Begriffsbestimmung ist aber schließlich nicht so wichtig, wie die Tatsache, daß durch das neue Gesetz die Mithilfe des Staates an einer besseren Versorgung der Geistlichkeit auch auf jene Kirchen und Religionsgesellschaften ausgedehnt wurde, welche bisher einer Beisteuer von Seiten des Staates entbehrten.

Hier tritt nun aber wieder jener Gegensatz hervor, dessen schon in dem Aufsatze über die „Notwendigkeit einer Gesamtorganisation ..." im Oktoberhefte dieser Monatsschrift gedacht wurde. In den früher ungarischen Ländern unseres Staates war nämlich die jüdische Konfession bereits früher eine sogenannte „Kongrualkirche", da sie zufolge ihrer gesetzlichen Gleichstellung mit den christlichen Mitbürgern auch hierin die gleichen Rechte auf die Versorgung ihrer Geistlichen erhielt, während in den früher zu Österreich gehörigen Ländern Böhmen, Mähren und Schlesien das österreichische System in Geltung blieb, das den jüdischen Kultusgemeinden die ganze

Sorge um die Erhaltung ihrer Seelsorger überließ. Infolge dieses Umstandes ist natürlich die Wirkung des neuen Kongruagesetzes, welches den Unterschied zwischen Kongrual- und Nichtkongrualkirchen aufrechterhielt, auf die beiden Staatsteile eine wesentlich verschiedene. Denn in der Slowakei erhalten die Rabbiner und Unterrabbiner — allerdings unter bestimmten Voraussetzungen — wie bisher eine Kongrua (oder Kongruaergänzung), u. zw. in dem erhöhten Ausmaße, wie es durch das neue Gesetz für alle Kongrualkirchen eingeführt wurde; in den sogenannten historischen Ländern dagegen tritt an die Stelle der Kongrua eine sogenannte „Dotation", die gleichfalls wieder allen Nichtkongrualkirchen zugesprochen wurde. Der Anspruch auf diese Dotation ist nun von jeder der hierher gehörigen Kirchen und Religionsgesellschaften bis Ende dieses Jahres mittels eines Gesuches beim Kultusministerium geltend zu machen und da begegnete eben der bei der jüdischen Konfession allein ungeklärte Begriff der „Religionsgesellschaft" ungeahnten Schwierigkeiten, die nicht nur die Durchführung des Gesetzes erschweren, sondern auch eine ganz bedeutende materielle Auswirkung haben.

Dr. F. K. P.

Spende des h. w. Exekutivkomitees für die Juden in Florida.

Das letzte vom h. w. Exekutivkomitee ausgegebene Bulletin enthält die Mitteilung, daß der Ordenssekretär Br. Dr. Boris D. Bogen von Florida zurückgekehrt ist und über die Schäden der jüdischen Einwohner in Miami und Umgebung durch das Elementarereignis berichtet hat. Das Exekutivkomitee hat dem jüdischen Hilfskomitee in Miami 5.000 Dollar gespendet.

Bücher und Zeitschriften.

Der Morgen.

Zweimonatsschrift, Philo-Verlag, Berlin.

Nummer 4 des 2. Jahrganges bringt wieder eine Fülle wertvoller Arbeiten und — was besonders hervorzuheben ist — ernste Referate über aktuelle Fragen. Von dem jüngst freiwillig aus dem Leben geschiedenen Paul Kammerer wird ein Aufsatz „Ist die Rasse veränderlich?" veröffentlicht, in welchem auf Grund biologischer Experimente die Frage bejaht wird. Spinozas Persönlichkeit, über die wir aus den Werken des Philosophen selbst nur wenig erfahren, wird nach den zeitgenössischen Berichten von Jakob Fromer dargestellt. Universitätsprofessor Felix Perles führt in einem längeren Artikel aus, welchen reichen Nutzen die wissenschaftliche Durchforschung des nachbiblischen Judentums allen Disziplinen (vom geschichtlichen Standpunkte aus) bieten müßte und wie dadurch erst die Bedeutung der Juden für das Abendland erwiesen würde. Alfred Stern bespricht einen charakteristischen Literaturstreit aus der zweiten Emanzipationsepoche: Rießers Kampf gegen Bruno Bauer, der jede Bedeutung der Diaspora-Juden für die Kultur leugnete. Einige Bilder aus dem römischen Ghetto entwirft ein aus dem Italienischen übersetzter Artikel G. Blusteins. In einem Aufsatze über „Moderne Formen der Religionsbekämpfung" kommt Bruno Altmann zu dem Ergebnis, daß die Begeisterungswerte des Nationalismus oder sogar der Künste und Wissenschaften, Werte also, die bei vielen Leuten einen Ersatz für ehemaliges religiöses Leben bedeuten, niemals die ästetischen Eindrücke und sittlichen Verpflichtungsgefühle hervorrufen können, wie die Versenkung ins Metaphysische. Rabb. Prof. D. Herzog in Graz (Bruder der w. „Praga") veröffentlicht eine rassentheoretisch sehr pikante Tatsache. Wilhelm Fischer, der bekannte Grazer Schriftsteller gilt in den Augen Adolf Bartels, des judenreinigenden Literarhistorikers, für einen wurzelechten, kernigen deutschen Stammesdichter. Herzog gibt einen Auszug aus der Matrik aus der die volljüdische Herkunft Fischers erwiesen ist. Der Herausgeber Julius Goldstein widmet seinem ehemaligen Lehrer Rudolf Eucken einen warmen Nachruf. Eine Reihe interessanter Berichte ergänzen das Heft.

Menorah.

Jüdisches Familienblatt. Wien I/1, Fach 161.

Das Oktoberheft ist als Sonderheft der Beiträge zur jüdischen Volkskunde erschienen. Als Sonderherausgeber zeichnet Dr. Max Grunwald, was allein für den Wert der Beiträge bürgt. Der erste Artikel „Der böse Blick“ von Doktor Adolf Löwinger, ist eine gründliche Studie über die uralte überall auftauchende, abergläubische Vorstellung. Der Herausgeber selbst steuerte einen Beitrag zur Charakterologie des „Schnorrers“ in Westpreußen, sowie jüdische Volkslieder (aus Ungarn, Westrußland, Polen) bei. Mathias Mieses geht in seinem Aufsatze „Dämonisierung fremder Feiertage“ Spuren aus der vormosaischen „heidnischen“ Zeit der Juden nach. Über „Theater und Tanz in den italienischen Ghettis“ spricht Dr. J. Zoller, Triest. Eine Fülle sehr interessanter Abbildungen zu den Aufsätzen ergänzen das Heft.

Die Novembernummer bringt einen für die Geschichtsforschung sehr interessanten Aufsatz Dr. N. M. Gelbers über die Hierosolymitanische Stiftung. Josef Kalmer spricht über das Schaffen des Malers Georg Merkel, das durch vier Kunstbeilagen illustriert wird. M. Ehrenpreis (Stockholm) liefert einen Beitrag über Saloniki als Zentrum der Sephardim. Die Fortsetzung des Romanes „Der Traumsieder“, eine Erzählung „Das Gelübde“ von der französischen Schriftstellerin Elissa Rhays, treffliche Reproduktionen vervollständigen die Reichhaltigkeit der Zeitschrift.

S. Wininger: Große jüdische National-Biographie.

I. Bd. A—C. Czernowitz.

Wir haben in unserer Zeitschrift auf den warmen Appell des Br. Hofrates Frankfurter hingewiesen, der zur Abnahme dieses großen Nachschlagewerkes aufforderte. Der nun vorliegende erste Band zeigt, mit welcher emsigen Mühe es einem einzelnen Manne gelungen ist, alles Material, das er über irgend einen bedeutenden jüdischen Namen der Vergangenheit oder Gegenwart erreichen konnte, zu ordnen. Es ist selbstverständlich, daß ein solches Nachschlagewerk nur die wichtigsten Daten bringen kann, oft, wo es nicht anders ging, auch vor Lücken nicht zurückscheuen darf. Das eigentliche Ziel ist erste Orientierung und der Hinweis auf Bücher, in denen man seine Kenntnisse über den gesuchten Gegenstand vertiefen und auch korrigieren kann. Es wäre darum nicht nötig gewesen, bei den lyrischen Dichtern auch Proben ihrer Werke zu bringen, denn dies bringt eine ästhetische Wertung mit sich, die hier nicht am Platze ist. Allein ein Mehr kann niemals schaden und offenbar sollte die Nüchternheit eines Lexikons dadurch gemildert werden. Überhaupt fließt sehr viel Freude an persönlicher Darstellung ein. Durch all dies wird aber das Blättern in dem Nachschlagewerk nur unterhaltend. Alles in allem eine sehr brauchbare Leistung, deren Fortführung nur zu begrüßen wäre. T.

Neuerscheinungen des Reclamschen Verlages, Leipzig.

Die billigen und auch sehr geschmackvoll gebundenen Büchlein vermitteln nicht nur eine Fülle des Unterhaltenden und Lehrreichen, sie erziehen auch dazu, Bücher mit leichter Hand zu kaufen und sich an der Bücherfreude innerlich zu bereichern. Es sei darum auch an dieser Stelle auf die wertvollsten Neuerscheinungen hingewiesen. Oskar Sonnlechner bietet mit seinen „Grüne Tage — grüne Nächte“ humorvolle Jagderzählungen, Josef Ponten mit seiner Erzählung „Die Bockreiter“ ein kulturhistorisch interessantes Bild; mitten in einem Frieden, der den Menschen alles so sehr in Überfluß bietet, daß sie die Wagenräder mit Butter schmieren und bei einem neckischen Spaß sich Milchkannen über den Kopf schütten, sammelt sich eine Schar abenteuerlustiger Menschen, die zur Nachtzeit lustigen Unfug treiben, aber die Schar der Bockreiter wächst, schlechte Elemente mischen sich ein, der Hauptmann verliert die Führung und was im Übermut begonnen, endet in Verbrechen und Schrecken. — Max Sidows kurze Novellen „Spiel mit dem Feuer“ wirken durch die spukhafte Einflußnahme geheimer

Mächte auf das Schicksal von Menschen. — Sehr wertvoll ist die Herausgabe der Kaiserbiographien des römischen Geschichtsschreibers Sueton (geb. um 70 n. Chr.). Hier ist für jeden, der historisches Interesse hat, ein fast zeitgenössisches Quellenwerk der römischen Glanzzeit bequem zugänglich. f.

Sigrid Undset: „Kristin Lavranstochter".

Bd. 1., 2., Rütten und Loening, Frankfurt a. M.

Sigrid Undsed, die Nobelpreisträgerin, ist wahr und schlicht wie die Menschen ihrer Heimat. Ihre gewaltige Dichtung „Kristin Lavranstochter" spielt im Norwegen des beginnenden 14. Jahrhunderts. Kristins Kindheit und Jugend lernen wir vor allem kennen. Wie träumerische Musik setzen die Tage des Mädchens ein, die Töne schwellen an, ihr Leben wird reicher, schwerer und schuldiger, — und in vollen, mächtigen Akkorden, zu religiöser Höhe anwachsend, klingt es in Demut aus. Mit Leiden beginnt ihre Liebe, sie erkennt das ewige Problem der Grundverschiedenheit zwischen Mann und Frau; allein durchlebt sie ihre Mutterschaft, allein auch nimmt sie die Buße für ihre Sünden auf sich. Doch Liebe und ihr starker Glaube helfen ihr, Mißverstehen und bittere Worte zu verzeihen und endlich aus allem Leid siegreich hervorzuwachsen.

Besonderen Reiz verleiht der Erzählung die Schilderung der Sitten damaliger Zeit. Knechte und Dienerinnen bringen das Bier in die weite Halle, die Männer kämpfen für Land und König und die schönen Frauen schweben sittsam mit bedecktem Haar und in selbstgewebten Gewändern vorbei. Diese Bilder und nicht wenig die frommen Legenden, die den Roman durchspinnen, erinnern uns an altgermanische Sagen. Ein repräsentatives Werk, aus dem man die seelische Tradition der nordischen Menschen zu hören meint.

Upton Sinclair: „Der Liebe Pilgerfahrt".

Malik-Verlag, Berlin.

Dieser fürchterliche Roman „schreit" uns den Daseinskampf eines alten Künstlers, die Geschichte seines Ehe- und Liebeslebens entgegen. Vom Leben bedrängt, ringt er und stürzt er, rafft sich wieder auf, wird grausam in Hoffnung gewiegt und sinkt endgültig zurück. Er erkennt das Geld und das Geschäft „als das Erzübel, das alles Gute und Schöne zermalmt". Er haßt die Religion des Gehorsams und der Selbstaufopferung, seine Religion ist die des Widerstandes und der Entwicklung. Er möchte ihr Prophet sein, doch die Not zwingt ihn, sich selbst zu verkaufen. — Leidenschaft rast durch das Buch und betäubt den Leser. Es ist, als ob man ein eingefangenes Tier in seinem Käfig stöhnen hörte, so verzweifelt und hoffnungslos ist die Anklage des Buches gegen die heutige Menschheit.

Upton Sinclair, der Freund der Proletarier, hat aber auch einen Arbeiterroman geschrieben, der uns zwar durch spannende Begebenheiten hindurch in die Tiefen der sozialen Gesellschaft hinabzerrt, aber zuletzt dennoch den Weg in die Zukunft, auf kommende Versöhnung und Gerechtigkeit weist. a.

James Joyce: „Jugendbildnis".

Rhein-Verlag, Leipzig.

Ein sonderbarer Mensch, der Irländer James Joyce, der heute der größte Prosadichter des XX. Jhdts. genannt wird. Ich habe ihn während seines Triester Aufenthaltes kennen gelernt. Lang und hager, ein belustigtes Lächeln um die schmalen Lippen, jugendlich lebhaft in seinen Bewegungen, „nahm" er die Straßen und „nahm" er die Menschen. Er erzählte von seinen unwahrscheinlichen Erlebnissen, ohne sich um den Zuhörer zu kümmern; interessierten sie ihn ja nur insoweit, als irgend etwas von ihnen Getanes oder Gesagtes ein starkes Echo in seinem Innern erweckte, — im Grunde waren sie ihm gleichgültig. Er schien weder Liebe noch Haß zu verstehen und blickte teilnahmslos auf des Menschen Freude und Leid. Endzweck war nur immer wieder er selbst. Und doch verehrte dieser geborene Spötter das größte Werk der Hingebung: „Das Lied der Lieder". Er nannte es die herrlichste Dichtung der Welt. Er, der Ire, hatte hebräisch gelernt, um den

Text in der Ursprache lernen und verstehen zu können, und mit Vorliebe rezitierte er ihn auswendig.

Sonderbar, tief und leidenschaftlich und voll pulsierenden Lebens wie er selbst, ist sein noch viel zu wenig bekanntes Jugendbildnis „A Portrait of the Artist as a joung man“ (vortrefflich übersetzt von Georg Goyert). Der Knabe Stephan Dädalus wird in einer Jesuitenschule erzogen. Fremd und abscheulich sind ihm die Lügen seiner Kameraden, die Beschränktheit und Roheit der Lehrer. Und ebenso fremd lebt er auch weiter sein eigenes Leben und spinnt innerlich wilde, schöne Träume, die ihn weit über die Grenzen der Wirklichkeit hinwegreißen. So durchlebt er allein die ahnende Unruhe seiner Knabenseele. Sein Fall in Sünde und die tödliche Reue, der Kampf zwischen Leib und Seele, die furchtbare Vision von Gottes Strafe sind unvergleichlich in ihrer meisterhaften Schilderung. Aus der Verzweiflung erhebt sich seine Seele zur Freiheit; stolz will er schaffen „ein Lebendiges sollte es sein, ein Neues, ein Schönes, Unfaßbares, Unvergängliches“. So stürzt er fort von Heimat und Freunden dem Leben entgegen.

Im Hintergrunde dieses Lebens steht Irland mit seinen schmerzlichen Religionskämpfen und seiner politischen Zerrissenheit.

b. t.

Schalom Alechem: Die erste jüdische Republik.

Oesterheld u. Co., Berlin.

Es ist immer ein gewagtes Unternehmen, Humoristen zu übersetzen. Jedes Wort hat ja nicht nur seinen logischen Gehalt, es ist immer auch atmosphärisch überhaucht. Und gerade dieser atmosphärische Charakter ist in der Knust sein bestes Teil. Doppelt schwierig wird die Frage des Übersetzens bei einem Humoristen des ostjüdischen Volkslebens. Denn hier hat sich eine Welt gebildet, deren intimste Regung kaum das Hebräische, vielleicht nur das darin gewachsene Jiddisch wiederzugeben vermag. Nun ist Schalom Alechem ein so großer Dichter der Menschlichkeit, daß selbst in einem anderen Sprachgewande sein wehmütiges Lächeln fühlbar bleibt. Zudem hält die Übersetzung der sieben Novellen so richtig die Mitte zwischen rhythmischer Wiedergabe des Originals und einem reinen schlichten Deutsch, daß man ganz die Stimmung der köstlichen Situationen miterlebt.

t.

Theodor Lessing: Meine Tiere.

Oesterheld u. Co., Berlin.

Neben der strengen Philosophie, die sich unter der Schwere abstrakter Arbeit beugt, gibt es auch eine amüsante, die sich von flatternden Einfällen tragen läßt. Wenn ein philosophischer Kopf sich irgendeinem Gegenstande zuwendet, besser gesagt, von einem Gegenstande ergriffen wird, so gibt es allerhand blitzende Gedanken. Er sieht mehr als die Oberfläche, er sieht tiefer geschichtete Beziehungen, ungeahnte Zusammenhänge, die sich aufhellen. Es kommt dabei nicht auf einen letztgültigen kalten Wahrheitsgehalt an, sondern auf die neue, lebensvolle Art des Schauens. Und gewiß, daß auch weittragende Erkenntnisse diesen — fast könnte man sagen — amüsanten Anfang haben.

Theodor Lessing hat eine bunte Reihe charakterologischer Tierskizzen zu einem Bande zusammengefaßt und hier läßt sich an der Mischung sanft-ironischer Tier-Anthropomorphie, genauer liebevoller Kenntnis der Tiergewohnheiten, feiner Beobachtung eines Mannes, der alle Probleme des Lebens überdacht hat, so recht erweisen, wie gewinnreich für die Vertiefung des eigenen Weltbetrachtens auch die amüsante Philosophie sein kann. Der moderne Fabeldichter moralisiert nicht, sondern er läßt uns selbst wählen, indem er uns schauen lehrt.

F. T.

Miguel de Unamuno: Abel Sanchez.

Die Geschichte einer Leidenschaft.

Meyer und Jessen-Verlag. München.

Wir haben im Septemberhefte unserer Zeitschrift auf den Philosophen Unamuno hingewiesen. In diesem Romane gestaltet er das unheimlichste seelische Problem des Menschen, das Problem des Hasses, der ebenso mächtig und grundlos wirkt, wie die Liebe. Abel Sanchez — nicht ohne Bedeutung gibt ihm sein Dichter den Ur-Namen des überall Geliebten —

ist der Künstler, dem Erfolg und Ruhm mühelos zufliegen; Joachim ist der Typus der düstern, gemiedenen, unglücklich ringenden Menschen. Wie sich in Kain der Bruderhaß entwickelt, weil sein Opfer verschmäht wird, so entzündet sich an der vergeblichen Werbung um die geliebte Helena in Joachim der Haß gegen Abel Sanchez. Diesen Haß nährt er heimlich mit seinen besten Lebenskräften, und indem er sich in ihn vergräbt, hält er sich mit Selbstmartern am Leben. Da er, reifer geworden, von seiner Hassesleidenschaft loszukommen sucht, veranlaßt er den von ihm sehr geliebten Sohn des gehaßten Abel seine einzige Tochter zu heiraten. Aber dieser Sonnenblick, der seinen Lebensabend zu erhellen scheint, ist trügerisch. Erst durch Abels Tod wird Joachim vom Haß erlöst. Die Gestalten sind mit sophokleischer Wucht hingestellt: sechs Personen erfüllen den Raum dieser Welt. Die Schärfe des Dialogs, die Durchleuchtung der abgründigen Gefühle des Menschen machen die Lektüre zu einem tiefen Erlebnis. b.

Personalnachrichten.

Br. Ignatz Lion — 70 Jahre alt.

Der vielbewährte Obmann des gemeinsamen Wohltätigkeitskomitees der Prager Logen Br. Ignatz Lion wird in diesem Monate 70 Jahre alt. Wir freuen uns, diesem Bruder mit dem vorbildlich guten jüdischen Herzen, diesem Arbeiter im Dienste sozialer Gerechtigkeit — Br. Lion ist auch ein hervorragendes Mitglied der Armenkommission der Prager Kultusgemeinde —, gerade in diesem Heft, das der Wohltätigkeit gewidmet ist, unsere Glückwünsche aussprechen zu können.

Einführungen.

In die w. „Ostravia“ am 17. Mai 1926 die Br.: Dr. Karl Federmann, Realschulprof., Mähr.-Ostrau, Chelčickygasse 12, Tel. 1855/VI.; Dr. Frieddrich Neumann, Nervenarzt, Mähr.-Ostrau, Poděbradg. 58, Tel. 854; Bernhard Weißberger, Chefarzt der Bruderladen, Mähr. Ostrau, Ostrauergasse 17, Tel. 1237. In die w. „Fides“ die Br.: Dr. Alexander Balog, Advokat, Levice, Vojenská ul. 1, Tel. 39; Alexander Pető, Industrieller, Zlaté Moravce, Sladkovicova ul. 15, Tel. 50; Max Reiß, Spediteur, Bratislava, Lorenzertorgasse 26, Tel. 181; Dr. Eugen Stein, Advokat, Bratislava, Šafaříkplatz 2, Tel. 1065; Dr. Árpád Klein, Trnava, Ján Hollého 2; Dr. Ludwig Schulz, Advokat, Trnava, Masarykovo 23, Tel. 60; Desider Somogyi, Fabrikdirektor, Bratislava, Gundulicova 8, Tel. 1366; Wilhelm Lang, Fabrikdirektor, Bratislava, Bél-Matejova 12, Tel. 400. In die w. „Alliance“ am 24. Oktober d. J.: Br. Rudolf Menkes, Fabrikdirektor in Strakonitz.

Sterbefälle.

Br. Josef Witrofsky, gestorben am 11. Oktober 1826 in Prag, geboren am 2. April 1860 in Groß-Meseritsch, eingetreten in die w. „Bohemia“ am 4. Dezember 1920.

Br. Dr. Burghard Gutwillig, gestorben am 17. Oktober 1926 in Brüx, geboren am 7. Juli 1854 in Weseritz, eingetreten in die w. „Bohemia“ am 3. März 1894, übergetreten zur w. „Freundschaft“ am 3. November 1912.

Ausgetreten

sind ohne Abgangskarte aus der w. „Philanthropia“ Josef Schnitzer, Fabrikant, Warnsdorf und Julius Singer, Fabrikant, Warnsdorf; aus der w. „Allianz“ Siegfried Schiffmann, Privatier, Budweis; aus der w. „Union“ Paul Theiner, Fabrikant, Pilsen.